



DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Studentische Kleidungskulturen.

Eine Ethnografie zum studien- und genderspezifischen
Bekleidungsverhalten heutiger Studierender
der Kultur- und Sozialanthropologie und Rechtswissenschaften
der Universität Wien.“

Verfasserin

Annina Zidek

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin:

Mag. Dr. Herta Nöbauer

Danksagung

Ich möchte mich an dieser Stelle bei vielen Menschen bedanken, die mir meine Diplomarbeit überhaupt erst ermöglichten und/bzw. während des Schaffensprozesses zur Seite standen:

Meiner Familie und Freund_innen, die mir mit ihrer sozialen, emotionalen und tatkräftigen Unterstützung außerordentlich halfen; ganz besonders meiner Mutter für ihren alltagspraktischen Beistand und meinem Vater für sein lektorierendes Feedback.

Meiner Diplomarbeitbetreuerin Mag. Dr. Herta Nöbauer, die mich bei der Durchführung meiner Arbeit mit ihrer fachlichen Kompetenz geleitet und unterstützt hat; sowie Mag. Gertraud Seiser, die sich als meine Zweitprüferin zur Verfügung gestellt hat.

Meinen Studienkolleg_innen für unsere hilfreichen Treffen zum Austausch und gegenseitigen, kritischen Feedback und meinen Diplomarbeit-Tutoriumsleiter_innen, die mir mit ihren freundlichen Hilfestellungen und Wegweisungen immer wieder den Arbeitsprozess erleichterten; insbesondere Mag. Christian Rogler für sein außerordentliches Engagement.

Jenen Student_innen und Professor_innen sowie dem Mode-Vertriebsleiter, die ich interviewen durfte und allen Studierenden, mit denen ich im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung aufschlussreiche Gespräche führen konnte.

INHALTSVERZEICHNIS

Danksagung	1
Einleitung	4
I THEORETISCHE EINBETTUNG	10
1. Anthropologie der Bekleidung	11
1.1 Begriffsbestimmungen: Kleidung, Mode und Stil	11
1.1.1 Kleidung/Dress: technisch-ergologisch und soziokulturell	12
1.1.2 Mode/Fashion und Stil/Style	14
1.2 Ökonomische „ <i>global flows</i> “ von Kleidung/Mode	14
1.3 Die Rolle des Kontextes von Kleidung	17
1.4 Zusammenhang zwischen Kleidung und gruppen- bzw. geschlechtsspezifischer Identität	19
1.5 Schlussbetrachtungen	24
2. Kleidung und Gruppenzugehörigkeit bzw. Distinktion	25
2.1 Sich-Kleiden als Körpertechnik zwischen individuellen und sozialen Ansprüchen	25
2.2 Ästhetik/Geschmack/Habitus von Gruppen als Grundlage für gruppenspezifische Kleidungsstile	29
2.3 Schlussbetrachtungen	33
3. Kleidung und Geschlechtsidentität	34
3.1 Unterscheidung zwischen „ <i>sex</i> “ und „ <i>gender</i> “	34
3.2 Gender-Techniken	36
3.2.1 Techniken der Weiblichkeit	36
3.2.2 Techniken der Männlichkeit	37
3.3 „ <i>Doing Gender</i> “ und „ <i>Gender-Performance</i> “	40
3.4 Schlussbetrachtungen	43

II METHODE	44
1. Die Forschungsmethoden und ihre Auswertungsmethodik.....	44
1.1 Experteninterview mit Mode-Vertriebsleiter	44
1.2 Qualitative Interviews mit Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie sowie der Rechtswissenschaften	45
1.3 Teilnehmende Beobachtung am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie und am Juridicum/Fakultät für Rechtswissenschaften	46
1.4 Expert_inneninterviews mit Professor_innen beider Studienrichtungen	47
2. Fokus bei der Auswertung	47
3. Reflexion meiner Rolle im Feld	48
4. Vorstellung der Interviewpartner_innen	49
 III EMPIRIE	 54
1. Quantitatives Geschlechterverhältnis der Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie und der Rechtswissenschaften	54
2. Deskriptive Darstellung der Ergebnisse der Interviews und der teilnehmenden Beobachtung	58
2.1 Beschreibung des Bekleidungsverhaltens der Student_innen	58
2.1.1 Studierende der Rechtswissenschaften	59
2.1.2 Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie	68
2.2 Ein Blick auf die historische Perspektive durch Professor_innen	79
2.3 Schlussbetrachtungen	83
3. Diskussion der Ergebnisse: Kleidungsstile und ihre sozialen Bedeutungen	84
3.1 „Jeans und T-Shirt, der Stereotyp von Student_innen“: Casual Wear	93
3.2 „Markenhemd bis Anzug“: Der elegante Business-Look	96
3.3 „Zaubergewand“: Der alternative Ethno-Stil	100
 IV ZUSAMMENFASSUNG	 104
 QUELLENVERZEICHNIS	 108
ANHANG	113
ABSTRACT	117
LEBENS LAUF	118

Einleitung

„Clothing and adornment are universal features of human behavior and an examination of what they reveal, and attempt to conceal, contributes to our knowledge about the fabric of cultures and to our understanding of the threads of human nature“

(Cordwell/Schwarz 1979: 1).

Vor ungefähr 190.000 Jahren, als unsere Urahnen den Großteil ihrer Behaarung verloren, wurde Kleidung erfunden (vgl. URL 1). Die Anthropologie hat gezeigt, dass alle menschlichen Kulturen, die wir kennen, den Körper auf irgendeine Art und Weise bekleiden, sei es durch Kleidung, Tätowierungen, Kosmetik oder andere Formen von Körperbemalung (vgl. Entwistle 2001: 33). Als dies im 19. Jahrhundert bekannt und die Universalität von Kleidung aufgezeigt wurde, richtete sich der Forschungs-Fokus auf die Kleidungspraxen und die Bedeutungen von Kleidung (vgl. Entwistle 2000: 42).

Ausgesucht wird Bekleidung je nach Anlass, denn Menschen, die sich nicht angemessen kleiden, gehen das Risiko ein, sich lächerlich zu machen und ausgeschlossen zu werden (vgl. Young 1995: 7, zit. nach Entwistle 2000: 7). Durch den Körper, als auffälliger Austragungsort für Identität, finden Inszenierungen und Performanzen statt. „In der neuen Überfülle von Zeit und Raum entfalten sich [...] Figurationen, die sich um den Körper, seine Oberflächen, seine Texte zentrieren, in und durch die seine geschlechtlichen und anderen Identitäten sich performativ artikulieren“ (Angerer 1995: 19). Das betrifft auch Kleidung, welche einen grundlegenden Faktor des sozialen Lebens darstellt. Durch sie wird der Körper mit soziokulturellen Bedeutungen und Identitäten versehen (vgl. Entwistle 2000: 6f). Die distinktiven Bekleidungsverhaltensarten gewähren Einblicke in soziokulturelle Lebenswelten. Somit stellt Kleidung ein anthropologisch relevantes Forschungsthema dar.

Ich finde es bereichernd, diese Thematik zu beforschen, weil die Art sich zu kleiden - und die damit einhergehenden Identitäts-Performanzen - die alltäglichen Handlungspraxen auf maßgebliche Weise beeinflusst, indem die äußere Erscheinungsweise mitbestimmt, wie Menschen als Individuen, Frauen bzw. Männer oder Berufsgruppen miteinander in Interaktion treten.

Wie schon der Titel verrät, ist das Thema der vorliegenden Arbeit, kurz gesagt, das distinktive Bekleidungsverhalten der weiblichen und männlichen Studierenden der Rechtswissenschaften und der Kultur- und Sozialanthropologie, sowie die damit einhergehenden Identitäts-Performanzen. Mit Bekleidungsverhalten meine ich nicht die technische Art und Weise wie Kleidung angezogen wird, sondern wie das Ergebnis dessen aussieht, das heißt welche Kleidung (Art, Form, Schnitt, Material, Farbe etc.) getragen wird.

Kleidung (englisch *dress*) wurde schon von Kultur- und Sozialanthropolog_innen beforscht, wobei sich die Untersuchungen aber normalerweise auf „traditionelle“ oder „nicht-westliche“ Kleidungsarten richteten (vgl. Entwistle/Wilson 2001: 2). Die „Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie/Volkskunde [hat] sich sehr lange bei den regionalen Kleidungsstilen aufgehalten und der Mode als einem modernen urbanen Phänomen spät und zögerlich Aufmerksamkeit zukommen lassen“ (Mentges 2005: 15f).

Meine „Anthropology at home“ - Forschung bezieht sich auf die Kleidung und Mode, die von den Wiener Studierenden der ausgewählten Fachrichtungen im universitären Kontext getragen wird, also das alltägliche Bekleidungsverhalten, welches die Betroffenen als „normal“ beschreiben würden.

„These boots are made for walkin`. And that's just what they'll do. [...]“¹? Der eigene Kleidungsstil wird nicht nur üblicherweise als „normal“ bezeichnet; welche Bedeutung die Student_innen ihrem Gewand allgemein geben, geht in verschiedene Richtungen. Einerseits wird schlichte Funktionalität genannt und andererseits „Kleider machen Leute“² zitiert. Craik weist darauf hin, dass Mode als Thema auf ambivalente Reaktionen trifft, weil manche Personen dafür und manche dagegen sind. Die Befürworter_innen sehen die Art wie man sich kleidet als einen wichtigen Aspekt ihrer Identität und wie man auf andere wirkt. Diejenigen, die nichts damit anfangen können, finden es bedeutungslos und glauben, dass für modebewusste Menschen der Kleidungsstil mehr zählt als die Substanz (vgl. Craik 2009: 1). Aber auch diese Bejahung oder Verneinung der Bedeutung von Kleidung/Mode ist ein Teil der Identitäts-Performanzen, die durch entsprechendes Kleidungsverhalten gezeigt werden.³

¹ Lied von Nancy Sinatra: „These Boots Are Made For Walkin`“ (1966)

² Gottfried Keller erkannte die Bedeutung von Kleidung schon vor mehr als hundert Jahren und brachte es in seiner berühmten Novelle auf den Punkt: „Kleider machen Leute“ (erstmal 1874 erschienen)

³ Siehe hierzu Woodward 2005

Wie Miller aufzeigt, ist Kleidung als etwas, das an der Oberfläche verwendet wird, kein oberflächiges Thema, wie oftmals angenommen. Es ist eine spezifisch westliche Idee, dass das wahre Selbst tief im Menschen drinnen ist und nicht an der Oberfläche, die eben oberflächlich und weniger wichtig ist. Diese Abwertung von Kleidung wird aber nicht von allen Kulturen geteilt, wie Miller (1994) mit dem Beispiel der Einwohner von Trinidad gezeigt hat. Ihrer Vorstellung nach ist die wahre Person an der Oberfläche ersichtlich. Hier kann man wahrlich die Person einschätzen, wer sie ist, während das im tiefen Inneren Verborgene als falsch und vor öffentlicher Kontrolle verborgen angesehen wird. Innen ist laut ihnen nicht das wahre Selbst, sondern Lügen und Täuschungen (vgl. Miller 2005: 2f).

„So for Trinidadians clothing is the very best route to finding out who a person really is, both for others viewing them and even for oneself, since it is through dressing that one confronts who one is, and reveals how certain self-representations and pretensions are really delusions“ (ebd.: 3).

Das deutet darauf hin, dass es wenig Sinn macht anzunehmen, dass es richtig oder falsch ist sich mit gesellschaftlichen Normen der Oberfläche zu beschäftigen (ebd.).

Anthropologisch gesehen kann Bekleidungsverhalten, also mit welcher Kleidungskombination sich Individuen oder Gruppen kleiden, als soziokulturelles Phänomen betrachtet werden, das durch seine Einbettung in ökonomische und globale Ströme und in den soziokulturellen Kontext (zu dem z.B. Gruppen- sowie Gender-spezifische Körpertechniken gehören, auf die ich später noch eingehen werde), sowie schließlich durch die situative, individuelle Ausführung seine spezifische Gestalt annimmt. Die somit permanent ablaufenden vestimentären⁴ Performanzen von Identität, bezogen auf zwei unterschiedliche Studienkontexte, die Rechtswissenschaften sowie die Kultur- und Sozialanthropologie, und in Bezug auf die Geschlechtsidentitäten, versuche ich in dieser Arbeit zu untersuchen. Aus dieser Sicht wird Identität nicht als etwas Fixes angesehen, sondern als Etwas, das im Alltag immer wieder durch bestimmtes (Bekleidungs-)Verhalten produziert wird.

⁴ durch Bekleidung mitgeteilte

Die zentrale *Forschungsfrage* lautet:

Wie sieht das Bekleidungsverhalten der heutigen Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie im Vergleich zu dem Bekleidungsverhalten der Student_innen der Rechtswissenschaften aus? Welche vestimentäre Identitäts-Performanz zeigt sich im fachlichen und geschlechtlichen Vergleich?

Im Laufe meiner Studienzeit hörte ich immer wieder verschiedene Kolleg_innen über die Kleidungs-Toleranz der Kultur- und Sozialanthropologie-Student_innen sprechen, und dabei stellte sich heraus, dass sie gerade wegen ihres Studiums tolerant sein sollten. Ich hörte, dass sie so tun als ob sie tolerant wären, aber sobald sie jemanden sehen, der von der kultur- und sozialanthropologischen Bekleidungs-Norm abweicht, würden sie genauso „schauen“ wie Büro-Mitarbeiter_innen, die einen Clown an ihrem Arbeitsplatz vorbeigehen sehen würden. Von Außenstehenden habe ich gehört, dass Kultur- und Sozialanthropologie ein Studium sein soll, welches vorwiegend sogenannte „alternative“ Personen studieren. Sogar mein Kleidungsstil wurde von Bekannten (anderer Studienrichtungen) als „alternativ“ bezeichnet, obwohl ich das selbst nicht so sehen würde. Im Vergleich dazu hörte ich über die Rechtswissenschafts-Student_innen, dass sie alle sehr schick gekleidet seien, und dass am Juridicum die „Wiener Snobs“ studieren würden.

Die Praxis würde nach diesen Beschreibungen also so aussehen, dass bei beiden Studienrichtungen gewisse Grenzen bestehen, welche Kleidung als angemessen erachtet wird. Diese Grenzübergänge, die wichtig für die Identitätsbildung sind, versuchte ich in meiner Studie herauszufinden. Ich versuche zu zeigen, wie Bekleidungsverhalten (un)bewusst von außen beeinflusst wird und wie durch bestimmte Kleidungsstile (unabsichtlich) Aussagen über Identitätsverständnisformen gemacht werden, und weiters, wie sich Kleidungsstile in einem wechselseitigen Feld von Wirkungen und Reaktionen befinden; denn mit bestimmten Kleidungskombinationen werden spezifische Bedeutungen verbunden. Außerdem versuche ich die stereotypen Vorstellungen, die über meine Zielgruppen existieren, aufzuweichen.

Die *Hypothesen* sind folgende:

1. Unter den Studierenden desselben Studiums herrscht ein Konsens bezüglich eines Kleidungsstils bzw. ähnliche durch Bekleidung dargestellte Identitäts-Performanzen.
2. Es lassen sich studienspezifische Kleidungsstile und somit studienspezifische Geschmäcker und Identitäts-Performanzen in Bezug auf das Bekleidungsverhalten erkennen. Die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie kleiden sich „alternativer“ und bunter, während die Studierenden der Rechtswissenschaften eleganter und einfarbiger gekleidet an die Universität gehen.
3. Es existieren geschlechtsspezifische Kleidungsunterschiede bzw. Gender-Performanzen, wobei die Frauen in beiden Studienrichtungen im Vergleich zu den Männern eine differenziertere Kleidungs Auswahl aufweisen.

„Kultur wird oft als historisch gegeben, anstatt als konstruiertes System aufgefasst, in dem [...] Kleidung eine konstitutive Rolle [...]“ (Beward 2005: 64) spielt. Während meiner Forschung versuchte ich durch Gespräche mit Professor_innen, die selbst an der Universität Wien studiert hatten, einen Blick auf die historische Perspektive zu bekommen. Sonst lag mein Fokus aber stets auf den aktuellen Kleidungspraxen der Studierenden.

Meine Forschung fand während des gesamten Wintersemesters 2011/12 an der Universität Wien statt, genauer gesagt am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie und am Juridicum, der Fakultät der Rechtswissenschaften, als herausgepickte Beispiele einer gegenwärtigen Student_innen-Generation⁵.

Um die Forschungsfrage zu beantworten und die Hypothesen zu untersuchen, habe ich an den beiden genannten Settings teilnehmende Beobachtung (Beobachtung und informelle Gespräche) und qualitative, leitfadengestützte Interviews mit Studentinnen und Studenten beider Studienrichtungen durchgeführt. Für die Entwicklung des Interviewleitfadens führte ich ein Experteninterview mit einem Mode-Fachmann, und zwar dem Vertriebsleiter einer Kleidungs Marke, um zuerst einen Blick auf das gegenwärtige Marktangebot zu bekommen, und zu sehen, was für Frauen und Männer als wichtig angesehen wird. Außerdem führte ich, wie bereits erwähnt, Experteninterviews mit heutigen Professorinnen und Professoren zum

⁵ in diesem Fall betreffend 20 - 27 Jährige

Thema, welches studentische Bekleidungsverhalten zu ihren Studienzeiten üblich war. Genauer nehme ich noch im Methoden-Abschnitt Bezug auf diese Schritte. Bevor ich meine Studienergebnisse darstellen und diskutieren werde, stelle ich in dem folgenden Theorie-Abschnitt einen theoretischen Rahmen auf.

Die folgenden vier Kapitel sind so strukturiert, dass ich im ersten Kapitel - „THEORETISCHE EINBETTUNG“ - auf die Anthropologie der Bekleidung, Kleidung und Gruppenzugehörigkeit bzw. Distinktion, sowie Kleidung und Geschlechtsidentität Bezug nehme; im zweiten Kapitel - „METHODE“ - stelle ich meine methodische Forschungsweise und die Auswertungsmethode, wie auch meinen Fokus bei der Auswertung vor. Außerdem reflektiere ich meine Rolle im Feld und stelle kurz meine Interviewpartner_innen vor. Im dritten Kapitel - „EMPIRIE“ - gebe ich zuerst einen quantitativen Überblick über das Geschlechterverhältnis der Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie und der Rechtswissenschaften, dann stelle ich meine Ergebnisse der Interviews und der teilnehmenden Beobachtung deskriptiv dar, woraufhin ich die Ergebnisse, also die sich herauskristallisierten Kleidungsstile und ihre sozialen Bedeutungen, diskutiere. Im vierten und letzten Kapitel - „ZUSAMMENFASSUNG“ - geht es schließlich um eine kurze Beschreibung der wichtigsten Resultate meiner Arbeit, wobei auch die ursprünglichen Hypothesen geprüft werden.

I THEORETISCHE EINBETTUNG

In diesem Abschnitt stelle ich Konzepte vor, die dazu dienen, meine empirische Studie in einen theoretischen Rahmen einzubetten. Die tragenden Säulen, mit denen das Vorhaben theoretisch untermauert ist, sind zum einen Theorien, die Kleidung in einen größeren Bezugsrahmen setzen (globales Beziehungsgeflecht) und die auf die Wichtigkeit des Kontextes, in dem Kleidung untersucht wird, hinweisen. Zum anderen sind es Theorien, die zum Verständnis von vestimentären Distinktionen zwischen Gruppen- und Geschlechtsidentitäten beitragen, insbesondere die Theorie der Körpertechnik, des Geschmacks/Habitus und der Performativität.

Im Kapitel 1 geht es darum, dass Bekleidungsverhalten in Zusammenhang mit Identität ein komplexes und sehr differenziertes Phänomen ist, welches je nach Kontext, Situation und soziokulturellen Verhältnissen mit unterschiedlichen Ausführungen einhergeht. Erst gehe ich auf die Begriffe Kleidung, Mode und Stil ein. Mode ist insofern auch wichtig, da sie in beiden Studien-Kontexten eine Rolle in der Kleidungsgestaltung spielen kann. Danach versuche ich den Prozess der Kleidungs(stil)auswahl als Teil eines größeren, ihn umspannenden Feldes zu beleuchten. Kleidung als ein Kettenmitglied der globalen Wirtschaft macht die Bekleidungsverhältnisse, so wie sie sind, erst möglich. Danach geht es darum, dass Kleidung als Artefakt immer in seinem Kontext betrachtet werden muss, weil ein und dasselbe Artefakt je nach dem spezifischen soziokulturellen Anlass verschiedene Bedeutungen für die Betroffenen haben kann.

Nachdem ich im 1. Kapitel die kontextuellen Unterscheidungs-Ebenen von Kleidung dargestellt habe, widme ich mich im Kapitel 2 der Kleidung als Mediator von Gruppenzugehörigkeit bzw. Distinktion. Dafür gehe ich von der Theorie der Körpertechniken und seiner Kategorisierungen aus, die auch die Art und Weise des Sich-Kleidens miteinbezieht. Da es bei meiner Forschungsfrage um das distinktive Bekleidungsverhalten von Student_innen geht, konzentriere ich mich auf Theorien zu Ästhetik, Geschmack und Habitus. Hier geht es darum, wie es zu geteilten Bekleidungsverhaltensarten kommt, und wie auf diese Weise gemeinsame Bedeutungen und Werte performativ gezeigt werden.

Wichtige Rollen für die Kleidungs-Performanzen von Studierenden spielen nicht nur die Studienrichtungen, sondern auch die Geschlechtsidentitäten, die ebenfalls performativ durch bestimmte Kleidungsarten artikuliert werden, und es somit zur Konstruktion von verschiedenen Weiblichkeiten und Männlichkeiten innerhalb der Studien-Sparten kommt. Im Kapitel 3 widme ich mich diesem Zusammenhang zwischen Kleidung und Geschlechtsidentität.

1. Anthropologie der Bekleidung

„[...] the body is a central entrance to our cultural universe“ (Lundin/Åkesson 1996: 11).

Kleidung ist nicht einfach nur Kleidung zum Schutz des Körpers. Aussprüche wie „Ich kann ja nicht nackt herumlaufen!“ oder „Damit ich nicht erfriere!“ habe ich während meiner Forschung immer wieder gehört. Nicht alle Menschen tragen dieselbe Kleidung und (auch) in der Stadt Wien gibt es ein Kleidungsangebot, aus dem zahlreiche unterschiedliche Stile zusammengestellt werden können. Manche befragten Student_innen stellen sich so dar, als wäre ihr Bekleidungsverhalten das Natürlichste und Normalste überhaupt. Und doch gibt es zwischen und innerhalb der Studien beträchtliche Unterschiede, die auf verschiedene Identitäts-Performanzen hinweisen.

1.1 Begriffsbestimmungen: Kleidung, Mode und Stil

In diesem Kapitel versuche ich mich grundlegenden und zentralen Begrifflichkeiten meiner Studie zu nähern. Erst stelle ich technisch-ergologische und soziokulturelle Darstellungen von „Kleidung/Dress“ dar, und in Folge geht es um die Begriffsbestimmung von Mode/Fashion sowie von Stil/Style.

1.1.1 Kleidung/Dress: technisch-ergologisch und soziokulturell

Der Begriff Kleidung, wie ich ihn für die Beantwortung meiner Forschungsfrage verwende, bezeichnet: „Alle Vorrichtungen und Behelfe, mit denen der Mensch seinen Körper oder Teile desselben bedeckt, um ihn gegen Einwirkungen von außen zu schützen (z. B. Witterung, Insekten, Reibung, Stoß) [...]“ (Feest/Janata 1989: 161). Mein spezifischer Forschungsfokus ist auf bestimmte Teile der Oberbekleidung oder Überkleidung, wie Feest und Janata sie im Gegensatz zu Unterkleidung nennen, gerichtet. Damit spreche ich von prinzipiell allen Arten von Bekleidung, die den Ober- und Unterkörper bedecken, wie z.B. Shirts, Hemden, Hosen und Röcke. Andere Kleidungsarten wie z.B. Schuhe oder sich in der Forschung als sehr relevant herausstellende Accessoires (z.B. Taschen) können auch Erwähnung finden.

Die Kombination der Kleidungsstücke, die innerhalb einer Gesellschaft aufgrund vorherrschender Ideale ähnlich ist, bildet „[...] oft Ausdruck der persönlichen Identität [...]“ (Feest/Janata 1989: 161). Auf der Universität Wien kann man verschiedene gängige Kombinationsarten, ja studienfachspezifische Kleidungsunterschiede erkennen. Diejenigen der Studien der Rechtswissenschaften und der Kultur- und Sozialanthropologie sind Gegenstand meiner Forschungsarbeit.

„Verschiedene Stoffarten oder -qualitäten (wie auch Schmuckmaterialien) und die Menge des verwendeten Materials können innerhalb einer Kultur ein wichtiges Mittel der Unterscheidung von sozialem Status sein, auch wenn der Schnitt in groben Zügen der gleiche bleibt“ (Feest/Janata 1989: 162). Die überwiegende Mehrheit meines Forschungssamples gab schlichtweg an, dass ihre Kleidung hauptsächlich aus Baumwolle besteht. So habe ich die Materialität ihrer Kleidungsstücke nicht als vorrangig relevantes Kriterium behandelt.

Anders ist es bei den Kleidungsfarben. Feest und Janata schreiben:

„Die *Farben* der Kleidung wurden in vor-industriellen Gesellschaften selten willkürlich gewählt: Man verband mit ihnen entweder bestimmte Eigenschaften oder benutzte sie zur Unterscheidung von Altersklassen, Geschlechtern, sozialem Status und Berufsständen, wie auch zur Kennzeichnung besonderer Anlässe und Lebenssituationen (Initiation, Hochzeit, Trauer, Ehestatus usw.)“ (1989: 162).

Auch im post-industriellen Zeitalter und bei meinen beforschten Studierenden spielen Farben eine bedeutende Rolle, da Grenzen existieren, wer welche Farben trägt und wie kombiniert,

damit es als „normal“ angesehen wird. Es werden verschiedene Farben für unterschiedliche Kleidungsstile eingesetzt. Außerdem hat sich gezeigt, dass manche Studierende bestimmte Eigenschaften mit Farben verbinden.

Barnes und Eicher weisen darauf hin, dass die Terminologie von Kleidung, im Sinne des englischen *dress*, alle Materialien, sowie Handlungen, die mit der Erscheinung einer Person zusammenhängen, miteinschließt (vgl. Barnes/Eicher 1992: 3).

Kleidung ist ein kraftvolles Kommunikationsmittel, das schon im Baby-Alter zum Einsatz kommt, um eine bestimmte Geschlechtsidentität innerhalb einer Gesellschaft zu demonstrieren. Bestimmte Kleidungsstücke oder Zusammenstellungen kommunizieren gender-spezifische Unterschiede, die ein Leben lang Einfluss auf das Verhalten von Frauen und Männern haben (vgl. Barnes/Eicher 1992: 8). Barnes und Eicher verwenden *dress* „[...] as a comprehensive term to identify both direct body changes and items added to the body“ (ebd.: 15). In meiner Untersuchung werden im gleichen Atemzug mit bestimmten Kleidungsansatzungen auch spezifische Frisur-Gestaltungen und Schmink-Praxen genannt, wobei also zum Bekleidungsverhalten nicht nur die stoffliche Ebene, sondern auch direkte Eingriffe und Veränderungen am Körper dazugezählt werden. Barnes und Eicher betonen außerdem, dass es wichtig ist Kleidung soziokulturell zu betrachten, da sie mit Bedeutungen versehen ist, die von allen Beteiligten (Träger_innen und Betrachter_innen) verstanden werden (ebd.). Zumindest werden diese Bedeutungen von Personen derselben oder einer ähnlichen Gesellschaft verstanden, sowie von Personen, die sich über die kultur-spezifischen Kleidungstechniken informiert haben. Bei meiner Untersuchung sprechen alle Student_innen sehr wissentlich voneinander. Barnes und Eicher definieren *dress* schließlich folgendermaßen: „[...] as an assemblage of body modifications and/or supplements displayed by a person in communicating with other human beings“ (Barnes/Eicher 1992: 15). Kleidung als kraftvolle visuelle Kommunikation, gibt Aufschlüsse über Gender, Beruf, Alter etc. (ebd.: 23). Ich konzentriere mich in der vorliegenden Arbeit auf das, was über Gender innerhalb des Berufes „Student“ kommuniziert wird.

Ich sehe Kleidung (abgesehen von der Funktionalität derselben) nicht nur als soziokulturelles Kommunikationsmedium, sondern auch als persönliche Erfahrung und schließe hier in diesem Sinn mit einem Zitat von Entwistle:

„Dress, as both a social and personal experience, is a discursive and practical phenomenon“ (Entwistle 2001: 35).

1.1.2 Mode/Fashion und Stil/Style

Hier stelle ich ein paar weitere Schlüsselbegriffe vor. Ich übernehme dafür für meine Studie relevante Begriffs-Definitionen von Craik, die eine Übersicht der „Key Terms in Fashion Theory“ (Craik 2009: 3) erstellt hat.

Begriff	Definition
<i>Fashion</i>	„A prevailing costum or style of dress, etiquette, procedure; a shared and internalized sense of the modish style of the time“
<i>Style</i>	„A combination of silhouette, construction, fabric, and details that make the performance of an outfit distinctive“

(Craik 2009: 3)

Mode bezeichnet also einen Kleidungsstil, der zu einer bestimmten Zeit als geteilter, modischer Stil bezeichnet wird. Entwistle erweitert diese Definition, indem sie sagt, dass modische Kleidung die letzte Ästhetik verkörpert und in einem bestimmten Moment als erstrebenswert, gefragt und schön gilt (vgl. Entwistle 2000: 1). Auf jeden Fall ist Mode ein wesentlicher Bestandteil der Kulturforschung (vgl. Craik 2009: 1).

1.2 Ökonomische „global flows“ von Kleidung/Mode

Performanzen von Identität sind nicht nur Kontext- und Gelegenheits-, sondern auch Marktspezifisch. Die Bedeutungen, die Kleidung gegeben werden, sind geprägt von Kulturellem (kulturellen Wertvorstellungen etc.), Sozialem und der Ökonomie. Der Markt bzw. die Ökonomie schaffen Bedürfnisse, wovon das Kleidungs-Geschäft und das Mode-Business profitieren.

In Wien greift die Mehrheit der Studierenden bekanntermaßen auf Kleidung aus Massenproduktion zurück. Miller spricht in diesem Zusammenhang von der „wash and wear“-Generation (vgl. 2005: 5-7). In einer Gesellschaft des Massenkonsums spielen Waren wie Kleidung eine wichtige Rolle. Appadurai meint, dass es Waren in sehr unterschiedlichen Gesellschaften gibt, während sie aber besonders in modernen kapitalistischen Gesellschaften vertreten sind. Der moderne industrielle Kapitalismus ist die am meisten kommodifizierte Art von Gesellschaft. Man kann auch unterscheiden zwischen primärer, notwendiger und sekundärer, luxuriöser Ware (vgl. Appadurai 1986: 6f). Der industrielle, urbane Kontext meiner empirischen Forschung stellt eine Spielwiese für Körpergestaltungen durch sekundäre Kleiderware dar, zu der ich auch spezifische Modeerscheinungen zähle, die bestimmte Bedeutungen verkörpern. Es geht nicht nur um die notwendige Verhüllung des Körpers, sondern auch um distinktive Identitäts-Inszenierungen, die Zugehörigkeiten und Status vermitteln können.

Die Ökonomie und seine „*global flows*“ spielen eine bedeutende Rolle in unserem alltäglichen Bekleidungsverhalten. Darum werfe ich, ehe ich zur Identitäts-Performanz komme, einen Blick darauf, in welchem komplexen, ökonomischen Geflecht die von uns getragene Kleidung hergestellt wird.

„Moderner Konsum ist zu einem integralen Bestandteil der Konstruktion moderner Identitäten geworden, indem er zum Mittel wird, Bedeutungen zu kreieren, Identität zu fördern, Distinktion auszudrücken und seinem Vergnügen nachzugehen. In der Tat ist Konsum zur Bedingung der Postmoderne geworden. Wir entwerfen Lebensstile durch das Kaufen von Identitätsattributen und Status, durch den wir die gewünschte Vorstellung des Selbst stärken oder ein neues Selbst durch Anschaffungen und Inhalte des Geschmacks neu erfinden“ (Craink 2005: 300).

Durch die technische Entwicklung wurde in „westlichen Gesellschaften“ Kleidung ab dem Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts serienmäßig produziert. Moden wechselten von da an schnell und wurden für alle erschwinglich. Die Massen-Mode war geboren. In „westlichen Gesellschaften“ spielen Kleidung und die äußere Erscheinung allgemein eine wesentliche Rolle für die Selbst-Darstellung (vgl. Sommer/Wind 1988: 34-6). Durch Massen-Mode ist die

Grundlage für bestimmte gruppen- und geschlechtsspezifische „Vorlagemuster“, Kleidungsstile gegeben.

Kleidermode ist kein systemisches Konstrukt, sondern ein komplexes Feld, welches ein kulturelles Ausdrucksmittel und Handlungsfeld vieler verschiedener, auch widersprüchlicher, kultureller Praktiken darstellt (vgl. Mentges 2005: 18f). „Mode/Kleidung wird jedoch nicht nur vorgefunden und getragen, sondern hergestellt, im Handel vertrieben, beworben in Schrift und Bild und von dem/r Konsumenten/in erworben, getragen, verschlissen, entsorgt usw.“ (Böth 1988: 211-228, zit. nach Mentges 2005: 18). Dabei geht es um

„[...] komplexe Handlungsabläufe und Vernetzungen mit der Welt, deren Bedeutungen sich nicht im Zeichen bündeln oder darauf reduzieren lassen. Unser kultureller Kosmos ist Teil eines allgemeineren Bedeutungshorizontes, der weite Bedeutungsfelder umspannt, die durch Religion, die Auffassung von Identität, Geschlecht, Familie, Staatlichkeit, Philosophie, historiographische Vorstellung usw. gespeist werden und die unsere Bedeutungsgebung bereits im Vorfeld orientieren und strukturieren“ (Mentges 2005: 18f).

Laut Craik, die die Beobachtungen von Mauss stark ausweitet, bleibt unser Konsumverhalten durch das Erstreben von Idealen erhalten (vgl. Craik 2005: 301). Ideale hängen mit Habitus und Geschmack zusammen, auf welche ich noch im Kapitel 2 Bezug nehmen werde.

Auch mein Forschungssample stellt als Konsument_in der Massenware einen Teil des globalen Warenaustausches dar. Um zu zeigen, wie das Phänomen der weit verbreitet geteilten Kleidungsstile zu verstehen ist, finde ich es relevant, nachzusehen, woher die getragene Kleidung überhaupt stammt, denn erst durch die Massenproduktion entstehen derart ähnliche vestimentäre Erscheinungen, und erst dadurch wird Mode für die breite Masse leistbar. Mit den spezifischen Kleidungsstücken, die im Studien-Alltag zum Einsatz kommen, gehen bestimmte Werte einher, die auch vom Markt abhängen. Hier gehe ich von Appadurais Konzept aus, der erklärt, dass der Wert von Waren durch wirtschaftlichen Austausch geschaffen wird und in den Produkten verkörpert ist. Politik sorgt für die Verbindung zwischen Tausch und Wert. Das führt zu der Annahme, dass Dinge - genauso wie Menschen - ein soziales Leben haben. Appadurai geht davon aus, dass wenige Menschen leugnen würden, dass Ware sozialisierte Dinge mit einem bestimmten sozialen Potential sind (vgl. Appadurai 1986: 6f). Er definiert Waren (*commodities*) mit „objects of economic value“ (ebd.: 3).

„At the top of many societies, we have the politics of tournaments of value, and of calculated diversions that might lead to new paths of commodity flow. As expressions of the interests of elites in relation to commoners we have the politics of fashion, of sumptuary law, and of taboo, all of which regulate demand. Yet since commodities constantly spill beyond the boundaries of specific cultures (and thus of specific regimes of value), such political control of demand is always threatened with disturbance. [...] It is in the interests of those in power to completely freeze the flow of commodities, by creating a closed universe of commodities and a rigid set of regulations about how they are to move. [...] This aspect of elite politics is generally the Trojan horse of value shifts“ (Appadurai 1990: 57).

Die Wahrnehmung der transnationalen Waren-Ströme ist notwendig, um die postmoderne Kultur zu verstehen (Baudrillard 1988, zit. nach Skoggard 1998: 57), die gekennzeichnet ist durch „globalization of manufacturing, markets and finances“ (Jameson 1991, zit. nach Skoggard 1998: 57). In der heutigen globalen Wirtschaft verbinden „*commodity flows*“ Konsument_innen in Städten wie Montreal mit bäuerlichen Haushaltsmanufakturen im ländlichen China, also Bereichen, mit denen viele Stadtbewohner_innen annehmen nichts zu tun zu haben (vgl. Baudrillard 1988, zit. nach Skoggard 1998: 57). Auch die Stadt Wien, als Forschungsfeld für meine empirische Untersuchung, ist in diese globalisierte Kleidungswirtschaft eingebunden. Der beschleunigte Konsum „bestimmt den Rhythmus der Produktion und unterwirft sie den genau konturierten Konsumentenwünschen“ (Firat/Dhlokia 1998, zit. nach Mentges 2005: 20). Abseits der Nützlichkeit werden viele Waren als Mode bezeichnet, Trainingsanzüge inkludiert. Das ist möglich, weil in der globalen Arbeitsteilung „the commodity can stand for everything and anything savvy marketers wish to make of it“ (Skoggard 1998: 58). Das globale Kommunikationsnetz hat transnationalen Firmen die Möglichkeit gegeben, die niedrigeren Produktions-Kosten in Ländern mit anderem Lebensstandard auszunutzen (vgl. Priore/Sabel 1984, zit. nach Skoggard 1998: 58).

1.3 Die Rolle des Kontextes von Kleidung

„The dressed body is always situated within a particular context which often sets constraints as to what is, and what is not, appropriate to wear. The degree to which the dressed body can express itself can therefore be symbolic of this location: for example, the more formal and conservative the occupation, the more constraints set around the body and thus on dress“ (Entwistle 2001: 38).

Laut Lockford sind Identitäts-Performanzen vielfältig, da sie je nach Kontext unterschiedlich ausfallen. Mit jedem Kontext gehen neue Bedeutungen einher (vgl. 2004: 128).

Die „durch Zeit und Raum kontextualisierte Kleidung ist als ein kulturelles Gesamtbild zu verstehen, in dem die Vorstellungen von Körper, Geschlecht und Milieu, Zeit und Raum gespeichert und ausgedrückt werden“ (Mentges 2005: 25). Appadurai weist auf die situationsabhängige Natur von Dingen hin, denn sie können Verschiedenes zu unterschiedlichen Zeiten im sozialen Leben charakterisieren. Der Kontext, innerhalb dessen jedes Ding - also auch Kleidung - platziert wird, verweist auf die Vielfalt von *sozialen* Arenas innerhalb oder zwischen *kulturellen* Einheiten. Die Verbindung zwischen der sozialen Umwelt der Ware und ihres temporalen und symbolischen Status führt zu einer Vielfalt von Kontexten innerhalb und über Gesellschaften hinweg (vgl. Appadurai 1986: 13-15). Miller meint: „Symbolism, which is always a relationship of evocation, is held in most studies to be highly variable process which is dependent upon the social positioning of the interpreter and the context of interpretation“ (1987: 106). Nach Miller könnte Kleidung als Artefakt wie ein Wort unterschiedliche Antworten hervorrufen, und sie gibt Spielraum für viele verschiedene Interpretationen. Miller betont, dass dies von größter Wichtigkeit ist, denn unterschiedliche soziale Positionen - wie auch durch Gender eingenommene - führen zu verschiedenen Perspektiven auf Objekte, wobei diese Unterschiede von den Gruppen unbemerkt bleiben können. Am besten wird ein Artefakt wohl als „series of bridging roles“ verstanden. Es hängt stark mit Gefühlen und der Grund-Orientierung in der Welt zusammen. Es kann verwendet werden, um feine Unterschiede zu fördern, und ist immer im kulturellen Wandel miteinbegriffen. In Bezug zu Bourdieus Habitus-Konzept (auf welches ich mich im Kapitel 2 beziehe) weisen nach Miller die zwei Merkmale eines Artefakts, seine hohe Sichtbarkeit gleichzeitig mit seiner hohen Unsichtbarkeit, auf die Wichtigkeit der materiellen Kultur für soziale Beziehungen hin (vgl. Miller 1987: 106ff).

Die Thematik meiner Forschung ist in einem komplexen Kontext zu sehen. Meine Forschungsfelder stellen zwei sehr unterschiedliche Settings dar. Einerseits haben die Kultur- und Sozialanthropologie und die Rechtswissenschaften gemeinsam, dass sie beide Studien der Universität Wien sind. Andererseits handelt es sich um zwei unterschiedliche Studienrichtungen, die üblicherweise mit verschiedenen stereotypen Kleidungsstilen verbunden werden. Hier spielt der universitäre Kontext der Studierenden eine bedeutende Rolle.

1.4 Zusammenhang zwischen Kleidung und gruppen- bzw. geschlechts-spezifischer Identität

„Stellt der Körper eine bestimmte Rolle dar, so vereint er bestimmte Darstellungen, räumliche Beziehungen, spezialisiertes Wissen, erlernte Techniken und die Fähigkeit, diese in einer spezifischen Performanz zu verbinden. Diese werden Routine oder habituell - eben ‚normal‘. [...] In der gegenwärtigen westlichen Kultur bildet der Körper das Zentrum oder den Kern von individueller Identität. Die Vorstellung vom Individuum ist für uns natürlich oder normal, dabei ist Individualität in der Tat ein Produkt unseres historischen Moments und unserer bestimmenden kulturellen Konventionen“ (Craik 2005: 289f).

Der Mensch gestaltet seinen Körper für sich und andere. Kleidung erweitert die Grenzen nach außen hin und bietet weitaus mehr Gestaltungsmöglichkeiten, ist also zentral für unsere Identität und für unsere Beziehungen zu anderen Menschen (vgl. Sommer/Wind 1988: 15f). Kleidung ist ein statisches Kommunikationsmedium, durch das wir uns mit anderen austauschen. Durch Kleidung zeigt sich „Gruppenzugehörigkeit, unser Alter, Geschlecht, aber auch unsere Anschauungen und Stimmungen, unsere Vergangenheit und unsere Hoffnungen“ (ebd.: 19).

Kleidung, wie alles was der Mensch auswählt, ist „Objektivierung und Ausdruck seiner Identität, und dies aufgrund der [...] Verschmelzungstendenz in ganz besonderem Maße. Kleidung ist die zweite Haut des Menschen. Sie erlaubt ihm, seine Identität zu formen, zu vergegenständlichen und zu präsentieren“ (Sommer/Wind 1988: 17). Der Mensch ist ein soziales Wesen und so entwickelt er in der Kommunikation mit anderen seine Identität. Auch Erwachsene verändern und tragen ihre Identität immer aufs Neue vor. Über das äußere Erscheinungsbild, das stets ein Kompromiss der eigenen und fremden Vorstellungen ist, werden Personen identifiziert. Kleidung ist somit eine wichtige Voraussetzung für Kommunikation. Die Identifizierung beeinflusst die Entscheidung, wie Personen miteinander in Beziehung treten (ebd.: 17f). Während im Ansatz von Sommer und Wind Identität verändert werden kann, wird Identität nach der Performativitäts-Theorie (auf die ich noch in Kapitel 3 Bezug nehmen werde) durch die Handlung, durch die eine Identität erkennbar wird, überhaupt erst produziert.

Kleidung, als eine der sichtbarsten Formen von Konsum, hat eine Hauptrolle in der sozialen Konstruktion von Identität. Die Wahl der Kleidung ist ein relevantes Forschungsfeld für die Untersuchung, wie Menschen eine spezifische Form von Kultur für ihre eigenen Zwecke interpretieren. Es geht um strenge Normen, was angemessenes Aussehen zu einer bestimmten Zeit (je nach Mode) ausmacht, und um eine Vielzahl von Alternativen. Bei Kleidung, als einem der sichtbarsten Zeichen für sozialen Status und Gender (und somit nützlich um symbolische Grenzen aufrechtzuerhalten oder zu verschieben), geht es darum, wie Personen ihre soziale Position wahrnehmen (vgl. Crane 2000: 1f).

„Depending on the period, various aspects of identity were expressed in clothing in Europe [...], including occupation, regional identity, religion, and social class. Certain items of clothing worn by everyone, such as hats, were particularly important, sending instant signals of ascribed or aspired social status. Variations in clothing choices are subtle indicators of how different types of societies and different positions within societies are actually experienced“ (Crane 2000: 1).

Crane (2000) bezieht sich auf Klassenunterschiede, während heutzutage in Europa nicht mehr von Klassen gesprochen wird. Dennoch gilt ihr Ansatz für verschiedene Gruppen, die z.B. durch Berufsbilder gegeben sind. Bestimmte Kleidungselemente, die von allen getragen werden, sind auch in meiner empirischen Studie von zentralem Interesse. Nicht nur Hüte, die aktuell nicht von meinem Forschungssample getragen werden, senden Signale über sozialen Status aus. Wie die verschiedenen Positionen erlebt werden, stelle ich im Empirie-Abschnitt dar.

Wie schon erwähnt, zeigt Kleidung, wie Geschlechtsidentität erlebt wird. Sommer und Wind zeigen auf, dass die Zuschreibungen „weiblich“ oder „männlich“ von der jeweiligen Epoche und von Kultur abhängig sind. In den Anfängen der Bekleidungs-geschichte wurde von Frauen wie Männern Unisex-Kleidung getragen. „Ob römische Tunika, mittelalterliche Cotte oder die prachtvolle Auftakelung der Damen und Herren des 16. und 17. Jahrhunderts, die verwendeten Kleidungsstücke und Accessoires waren insofern geschlechtsindifferent, als sie von Mann und Frau getragen wurden“ (1988: 176). Heute werden diese Kleidungsarten eher als weibliche Kleidungsstücke angesehen. Zum Beispiel kann Ohrschmuck und Make-up einmal als etwas Weibliches und ein andermal als etwas Männliches oder Neutrales angesehen werden (ebd.: 176f).

„Male and female have historically been differentiated by their dress“ (Roach/Eicher 1979: 19). Die Konstruktionen der Geschlechter, die eng verknüpft sind mit dem durch die Kleidung geschaffenen Körperbild, sind zentral für das Verständnis von Kultur. Seit dem Spätmittelalter gibt es klar abgrenzbare Kleidungsformen für Frauen und Männer. Die Bekleidungsart ist Teil der Beziehung der Geschlechter, wie die Aufteilung „Rock für die Frauen“ und „Hose für die Männer“, die seit der Renaissance verfestigt ist. Der Kampf der Frauen um die Hose bis in das 20. Jahrhundert zeigt, was zu Geschlechterbildern geführt hat (vgl. Mentges 2005: 27). In der gegenwärtigen Zeit sieht man durch Cross-Dressing, „wie sehr westliche Kleidung an der Konstruktion von kulturellen Geschlechterkörpern beteiligt ist“ (ebd.: 28).

„People are simply used to distinctions – they expect men to dress in one way, women in another; they experience shock and social unease if their expectations are not fulfilled“ (Roach 1979: 416).

In jüngerer Zeit geht es bei der Geschlechterforschung um die aktive Beteiligung der Akteurinnen und Akteure bei der Produktion von Geschlechterverhältnissen (vgl. Bachmann 2008: 8). Durch ihre Wahl spezifischer Kleidung wird ihr Verständnis von ihrem Geschlecht nach außen vermittelt. Bei Identität, wie Geschlecht und Gruppenzugehörigkeit, spielen der Körper und seine Bekleidung eine zentrale Rolle. Für meinen Zugang zum alltäglichen, studentischen Bekleidungsverhalten, finde ich die Theorie der Performativität relevant, da sie nicht dem Strukturalismus-Bias unterliegt, sondern der vielschichtigen Alltagsrealität der Kleidung näher kommt. Nach Morris geht es bei Performativität um “[...] productive force rather than the meaning of discourse and [...] privileging of ambiguity and indeterminacy“ (1995: 567).

Die Konstruiertheit der Körper wird am sichtbarsten, wenn Abweichungen von den Erwartungen der dominanten Ideologie stattfinden (vgl. Morris 1995: 570). Wie auch bei der Gruppenzugehörigkeit, werden Geschlechtsidentitäten durch Grenzen gebildet, die in meiner empirischen Studie Untersuchungsgegenstand darstellen. Normative Erwartungen bezüglich Gender-Dress-Codes werden offensichtlich, sobald traditionelle Gender-Normen überschritten werden (vgl. Workman 2009: 91). Workman deutet darauf hin, dass bei einer Studie von Suitor und Carter (1999) die Gender-Normen gemessen wurden, indem die Student_innen gebeten wurden, fünf Arten aufzuzählen, wie man an ihrem Institut Prestige

erreichen kann. Es ging darum, dass die Studierenden Prestige durch die Anpassung an Gruppennormen erreichten. Das Ergebnis zeigte, dass Kleidung (neben Noten, Sport, Aussehen allgemein, Geselligkeit und Beliebtheit) ein Punkt dafür ist (vgl. Workman 2009: 91).

„Male-female dress distinction is signified by the shapes, colors, and fabrics of clothing and by the two basic forms-skirts and pants“ (Rubinstein 1995: 10).

Heutzutage wird in Kleidergeschäften in separaten Abteilungen spezifische Frauen- und spezifische Männerkleidung verkauft, die sich u.a. nach Form bzw. Ausführung und Farbe unterscheiden. Diese zwei Faktoren – Kleidungsart und ihre Ausführung, sowie die Kleidungsfarben – bilden die Grundpfeiler meiner empirischen Untersuchung.

Laut Wilson „[is] ‘fashion [...] obsessed with gender, defines and redefines the gender boundary““ (Wilson 1985: 117, zit. nach Entwistle 2000 140). Auch wenn es so scheint, als ob heutzutage Mode androgyner ist, stellt sogar Unisex-Kleidung übergeordnet Gender dar. Die Obsession mit Gender zeigt sich in Frauen- und Männerkleidung des alltäglichen Lebens, die Gender-Unterschiede markiert, indem in gewissen Situationen bestimmte Kleidungsarten von Frauen und von Männern erwartet werden. Kleidung zieht die Aufmerksamkeit auf das Geschlecht, so dass man normalerweise auf den ersten Blick erkennen kann, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelt. Das Geschlecht eines angezogenen Babys ist normalerweise nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Daher werden sie in Farben und Kleidungsarten gehüllt, die das Geschlecht erkennbar machen (vgl. Entwistle 2000: 140).

Solche Praktiken sind kulturell und historisch spezifisch. Die Zuschreibung von Pink und Blau mit der jetzt üblichen Assoziation von Pink für Mädchen und Blau für Buben ist eine erst kürzliche menschliche Erfindung. Anfang des 20. Jahrhunderts - vor dem 1. WK - haben Buben Pink getragen, da diese Farbe als die stärkere, dominantere Farbe galt, und Mädchen trugen Blau als die zartere Farbe (vgl. Garber 1992: 1, zit. nach Entwistle 2000: 140f). Heutzutage werden wir schon im Kindergarten durch die gesellschaftsspezifische Farbwahl beeinflusst: Hellblau für Buben und Rosa für Mädchen. Bis ins Erwachsenenalter setzt sich die geschlechtliche Differenzierung der Kleidungsarten fort (vgl. Sommer/Wind 1988: 179).

Bis vor kurzem waren Anthropolog_innen bestrebt, bestimmte kulturelle und historische Formen von Identität zu theoretisieren. Der materielle Körper wurde als Index von Einheit

und Kontinuität über eine Zeit hinweg betrachtet (vgl. Morris 1995: 567). Aber in unserem Zeitalter der plastischen Chirurgie und prothetischen Erweiterungen ist es notwendig, die Natur der „[...] sexed bodies and gendered personhood [...]“ (Haraway 1991: 287, zit. nach Morris 1995: 568) auf einem neuen Level zu überdenken. Fragmentation, die ein Anliegen des mittelalterlichen Christentums war (vgl. Bynum 1991: 426, zit. nach Morris 1995: 568) wird jetzt als paradigmatische Form subjektiver Erfahrung gesehen. Die Unterscheidung zwischen Sex und Gender denaturalisiert Gender-Asymmetrie und verlangt nach einer Theorie der Beziehung zwischen ihnen (vgl. Morris 1995: 568).

„Die sexuelle Differenz ist [...] nie einfach nur eine Funktion materieller Unterschiede, die nicht in irgendeiner Weise von diskursiven Praktiken markiert und geformt wären“ (Butler 1995: 21). Die Theorie der Performativität definiert Gender „as the effect of discourse, and sex as the effect of gender“ (Morris 1995: 567). Der Begriff Performativität wurde von Butler in die Gender-Debatte eingebracht. „*Doing gender*“ (West/Zimmermann 1987) ist das Schlüsselwort für Geschlechterperformance (vgl. Angerer 1995: 26). Ich stelle im Kapitel 3 (Kleidung und Geschlechtsidentität) Gender-Performance-Theorieansätze vor, die ich in weiterer Folge auf den spezifischen Fall der Kleidung beziehe. Kleidung ist ein kulturelles und soziales Phänomen. In Hinblick darauf möchte ich versuchen, studentische Identitäts-Performanzen durch Kleidung zu beleuchten, wobei der jeweilige fachspezifische Kontext eine wesentliche Rolle spielt.

Bei Performativität geht es um „individual agency, historical change, and plurality within systems“ (Morris 1995: 571). Bevor ich näher auf die Performanz von Fachspezifischer- und Gender-Identität eingehe, möchte ich mich dem allgemeinen Begriff Performativität nähern. Die Definition dafür gibt es nicht. Es gibt verschiedene Zugänge. Performativität kann aus sprechakttheoretischer- (z.B. Austin) oder theaterwissenschaftlicher Sicht (z.B. Turner) betrachtet werden, aus dessen Bereichen sie sich für die soziokulturwissenschaftliche Ebene entwickelt hat. Für die Beantwortung meiner Forschungsfrage ist letztere Perspektive relevant. Ich beziehe mich hierfür auf Morris, die einen Überblick über die verschiedenen Traditionen gegeben hat. Es werden zwei Traditionen unterschieden; die feministisch, anti-essentialistische und die der Praxis-Theorie. Die feministisch, anti-essentialistische Tradition war es, die als erstes zwischen *sex* und *gender* unterschieden hat, denn sie hat die Absicht, Asymmetrien zu denaturalisieren. Die Praxis-Theorie betont den Aspekt der Gewohnheit in Bezug auf die Formen der Verkörperung, mit dem Bestreben, die Opposition zwischen

Individuum und Gesellschaft zu überwinden (vgl. Morris 1995: 567). Morris bezieht sich besonders auf die Theorie der Gender-Performance, von der ich im Kapitel 3 für meine Herangehensweise an das Thema Geschlecht ausgehe.

Bei den studienfachspezifischen Kleidungsweisen ist das Geschlecht ganz zentral bzw. bietet sich gerade Kleidung besonders an, um Geschlechter(unterschiede oder -gemeinsamkeiten) zu beforschen, da soziokulturelle Vorstellungen zu Geschlechtern durch Formen, Schnitte etc. offensichtlich zur Schau gestellt werden. In Kapitel 3 geht es zuerst darum, was unter Geschlecht/Gender aus anthropologischer Perspektive verstanden wird, was die Grundlage meiner genderempirischen Studie bildet, und danach gehe ich speziell auf die Theorie der Gender-Performance ein.

Bachmann betont, dass auch die Differenz *in between* für die Alltagspraxen der Akteur_innen wichtig ist und daher nicht durch einen Fokus auf die Differenz *zwischen* den Geschlechtern ausgeblendet werden soll. Im Kleidungsalltag sieht die Konstruktion von Geschlecht anders aus. Das ein Geschlecht kann man nur im Verhältnis zum anderen verstehen, aber die Differenz darf nicht symmetrisch aufgefasst werden. Bachmann meint, dass Doing Gender nicht direkt auf Zweigeschlechtlichkeit bezogen werden soll, denn bei der Kleiderwahl geht es darum, für *welche Art* Männlichkeit bzw. Weiblichkeit man sich entscheidet. Dabei wird Geschlecht nur indirekt produziert (vgl. 2008: 24-29).

Es gibt viele verschiedene Möglichkeiten, wie Körper zu bestimmten Zeiten und Orten gestaltet werden können. Laut Craik gibt es eine historisch- und kultur-spezifische (z.B. Subkulturen wie Student_innen) Achse. Es „formt unser Körperimage die Basis unserer Vorstellung des Selbst und unserer Identität als Individuum, die wiederum sowohl durch unsere körperliche Performanz als auch dadurch, wie andere uns sehen, geprägt werden“ (vgl. 2005: 289).

1.5 Schlussbetrachtungen

Wie wir gesehen haben, werden Identitäten durch Kleidung performativ produziert. Bekleidung und ihre Variationen zeigen, wie verschiedene soziale Positionen erlebt werden. Kleidung gibt Aufschlüsse über Gender, Gruppenzugehörigkeiten wie z.B. bestimmte Berufe und ist in diesem Sinn eine kraftvolle visuelle Kommunikation, denn durch sie werden nicht

nur in der Interaktion mit anderen Personen Identitäten hervorgebracht, sondern durch sie wird auch entschieden, wie sich Personen überhaupt gegenüber treten. Wie der Körper wahrgenommen, mit ihm umgegangen (welche Kleidung getragen wird) und durch ihn spezifische Identitäten performativ vermittelt werden, ist immer vom kulturellen und sozialen Kontext abhängig. Denn je nach kulturellem Kontext und Epoche gelten spezifische Vorstellungen davon, was als angemessene Kleidung für bestimmte Anlässe, und was als „weiblich“ oder „männlich“ angesehen wird. Die von den Akteur_innen ausgewählte Bekleidung ist eine Mischung aus persönlichen und gesellschaftlichen Interessen. Wie eine soziale Position gesehen wird, ist auch von der sozialen Perspektive der Beobachter_innen abhängig, wodurch sich viele verschiedene soziale Arenas innerhalb und zwischen kulturellen Kontexten ergeben. Mode gilt als „letzte Ästhetik“ und durch die Mode-Industrie ist der vorliegende Markt mit der globalisierten Welt vernetzt, wodurch Werte und Geschmäcker vorgegeben werden, um die es im folgenden Kapitel 2 geht.

2. Kleidung und Gruppenzugehörigkeit bzw. Distinktion

Da meine Forschungsfrage das Bekleidungsverhalten von Studentinnen sowie Studenten von zwei unterschiedlichen Studiengängen betrifft, sehe ich es als relevant an, die soziokulturellen Entstehungen von Kleidungsstilen und die Grenzen der Gruppen näher zu betrachten. Dafür gehe ich in diesem Abschnitt von verschiedenen Theorien aus. Im ersten Unterkapitel geht es allgemein um das Sich-Kleiden als eine von vielen Körpertechniken und die Unterscheidung zwischen individuellem und sozialem Körper. Im zweiten Unterkapitel nähere ich mich theoretisch dem Habitus von Gruppen, der zu den ästhetischen bzw. geschmacklichen Distinktionen führt.

2.1 Sich-Kleiden als Körpertechnik zwischen individuellen und sozialen Ansprüchen

„Getting dressed is an ongoing practice, requiring knowledge, techniques and skills, from learning how to tie our shoelaces and do up our buttons as children, to understanding about colours, textures and fabrics and how to weave them together to suit our bodies and our lives.

Dress is the way in which individuals learn to live in their bodies and feel at home in them“
(Entwistle 2000: 7).

Einerseits entscheiden sich die Studierenden alltäglich nach Lust und Laune für eine bestimmte Kleidung, andererseits haben sie dabei den Anlass im Hinterkopf, für den sie sich angemessen kleiden wollen. Entwistle schlägt vor, Kleidung als „situated bodily practice“ (2000: 11) anzusehen, um die komplexe Beziehung zwischen Körper, Kleidung und Kultur zu verstehen. Dabei wird der Körper innerhalb einer bestimmten Kultur als sozial konstituiert und als das Ergebnis individueller Praxen des Körpers verstanden. So ist Kleidung eine intime Erfahrung und gleichzeitig eine öffentliche Präsentation. In diesem Kapitel geht es um dieses Zusammentreffen von Privatem und Öffentlichem. Laut Entwistle kann ein Körper Empörung auslösen und auf Skepsis oder Verspottung stoßen, sobald er kulturelle Codes überschreitet. Das ist einer der Gründe, weshalb Kleidung eine Angelegenheit von Moral/Sitte ist, denn unangemessen gekleidet fühlen wir uns unwohl und einer sozialen Verurteilung ausgesetzt (vgl. 2000: 7-12). Auch die beiden Anthropologinnen Lundin und Åkesson, die darauf hinweisen, dass die Menschen von heute stets dabei sind, die Möglichkeiten ihrer Körper nachzuprüfen, sehen diese gleichzeitig als eine gesellschaftliche Repräsentation und Träger individueller Erfahrungen (vgl. Lundin/Åkesson 1996: 6f). Von diesen Grundannahmen gehe ich aus. Denn es scheint die Vorstellung verbreitet zu sein, dass „man sich eben einfach so anzieht wie es einem selbst gefällt“, also die Einbettung des individuellen Bekleidungsverhaltens in soziokulturelle Kontexte unbewusst bleibt, obwohl diese dennoch einen wesentlichen Einfluss auf jede Person ausüben. Somit gehe ich für die Beantwortung meiner Forschungsfrage davon aus, dass es sich beim studentischen Bekleidungsverhalten um sowohl private als auch öffentliche Prozesse handelt, die wechselwirkend ineinander verwoben sind.

Da Personen unterschiedliches Bekleidungsverhalten an den Tag legen, handelt es sich um einen komplexen Prozess, bei dem viele Faktoren mitspielen. Um diesen besser zu verstehen, hilft die Vorstellung von Körpertechniken, deren Theorie Mauss (1934) eingeführt hat. Wie sich Personen kleiden, kann man laut Mauss eine Körpertechnik nennen. Außerdem gehe ich von Douglas` Konzept der „Two Bodies“ aus, bei welchem ebenfalls die Wirkung der sozialen Kräfte genannt wird. Wie sich auch in Douglas` Konzept zeigt, ist das soziale Umfeld der Studierenden dafür wichtig, wie sich diese kleiden.

Mauss versteht unter (Körper)Techniken die Art und Weise, wie eine Handlung traditionell und wirksam durchgeführt wird, denn je nach Gesellschaft gibt es Gewohnheiten bezüglich des Verhaltens des Körpers (vgl. 1997: 201-205). „Diese ‚Gewohnheiten‘ variieren nicht nur mit den Individuen und ihren Nachahmungen, sie variieren vor allem mit den Gesellschaften, den Erziehungsweisen, den Schicklichkeiten und den Moden, dem Prestige“ (ebd.: 202). Es geht in diesem Sinn um Nachahmungen und darum, dass Handlungen, die Erfolg hatten, abgeschaut werden und somit bestimmte Verhaltensweisen von außen vorgegeben werden (ebd.: 202f). Craik fügt dem hinzu, dass sich eine Körpertechnik außerdem auch durch von außen kommende Verweise und Strafen entwickelt (vgl. 2005: 288). Mauss unterscheidet Techniken des Körpers nach Geschlecht, Alter, Leistung und der Überlieferungsform. Er behauptet, dass es eine Gesellschaft der Frauen und eine der Männer gibt (vgl. 1997: 207ff). „Geschlecht (im Sinne von Gender) ist eine Körpertechnik ‚par excellence‘, und sowohl Weiblichkeit als auch Männlichkeit sind höchst fabrizierte und arbiträre Konstrukte“ (Elias 1969: 110f, zit. nach Craik 2005: 298). Genauer werde ich noch im Kapitel 3 (Kleidung und Geschlechtsidentität) darauf Bezug nehmen. Ich vermute, dass die studienfach- und gender-spezifischen Bekleidungsverhaltensarten auch ihre Erfolge und Misserfolge erlebt haben, so dass sich über die Zeit oftmals bewährte Kleidungsstile „eingebürgert“ haben. In meiner Studie beziehe ich mich auf die verschiedenen Bekleidungs-gewohnheiten (Körpertechniken nach Überlieferungsform und Alter) der Student_innen zweier verschiedener Studien-Richtungen und der dabei auftretenden geschlechtsspezifischen Ausführungen (Körpertechnik nach Geschlecht).

Douglas hat eine These über die Beziehung zwischen dem individuellen Körper und den sozialen Kräften aufgestellt, indem sie zwei Körper unterscheidet, zwischen denen ein ununterbrochener Austausch stattfindet: dem physischen Körper - dem Selbst - und dem sozialen Körper - der Gesellschaft (vgl. Douglas 1996). Meine Annahme ist, dass die Art und Weise, wie sich Student_innen verschiedener Fachrichtungen kleiden, nicht nur mit Nachahmungen zusammen hängt, sondern auch mit (un)bewusst erlebtem sozialen Druck seitens der Kolleg_innen, Professor_innen und vermittelten Erwartungen der anvisierten Berufssparte einhergeht.

Während Mauss den gelernten Aspekt der Körper-Kontrolle betont, weist Douglas auf die unbewusste Entsprechung von körperlichen und emotionalen Zuständen hin, auf die auch

schon Freud aufmerksam gemacht hat (vgl. Douglas 1996: 70). Douglas meint diesbezüglich: „In so far as it is unconscious, in so far as it is obeyed universally in all cultures, the tendency [wie sich Körper verhalten, Anm. A.Z.] is natural. It is generated in response to a perceived social situation, but the latter must always come clothed in its local history and culture. Therefore the natural expression is culturally determined“ (ebd.: 73). Die sozialen Kategorien beeinträchtigen demnach die physischen Erfahrungen der Körper, und durch den kontinuierlichen Bedeutungsaustausch zwischen den zwei „Arten von Körpern“ kommt es durch sozialen Druck zu starken Einschränkungen des Körper-Ausdrucks. Douglas stellt schließlich die Hypothese auf, dass die Kontrolle des Körpers ein Ausdruck von sozialer Kontrolle ist, wobei starke soziale Kontrolle eine starke Körper-Kontrolle erfordert (ebd.: 69-76). Auch Butler weist auf den gesellschaftlichen Druck hin. Sie versteht den Körper als „Komplex individueller und gesellschaftlicher Schranken“ (1991: 61). Diese Schranken, die in verschiedenen Studienrichtungen unterschiedlich ausgeprägt sind, gilt es in meiner Studie herauszufinden.

Nach Entwistle haben traditionellere und konservativere Berufe strengere Dress-Codes und erfordern das Tragen eines Anzugs, während „kreativere“ Berufe dem Körper und der Kleidung weniger Vorgaben machen (vgl. 2001: 38). Demnach würde ich vermuten, dass die Student_innen der Rechtswissenschaften einen strengeren Dress-Code als die Kultur- und Sozialanthropologie-Student_innen zeigen. Darauf werde ich noch im Empirie-Abschnitt Bezug nehmen.

Craik ist der Frage nachgegangen, was es bedeutet, „vom Körper als Technik oder als technischem Mittel zu sprechen“ (2005: 287). Sie geht davon aus, dass die Menschen meist einen bekleideten Körper als natürlich ansehen, möchte aber zeigen, dass der Körper immer „dadurch produziert wird, wie er gekleidet wird“ (ebd.). Auch Lundin und Åkesson kritisieren, dass die Merkmale unserer Zeit zu selbstverständlich angesehen werden (vgl. Lundin/Åkesson 1996: 6f). Schon bei Babys ist es so, dass sie - sobald sie auf der Welt sind - in eine soziale Schale gehüllt werden, indem sie gewaschen und je nach kulturellen Vorschriften angezogen werden. Mit der Zeit lernen Menschen Techniken des Bekleidens, um sich ihrer Umwelt angemessen zeigen zu können. „Somit ist der Körper ein technisches Instrument, ein Produkt dessen, wie er gelernt hat, sich darzustellen. Aufs Ganze gesehen stellt er den Ort oder die Quelle für eine Konstellation von Körpertechniken dar“ (Craik 2005: 287). Der Körper ist aber nicht nur ein Produkt im Sinne Craiks, denn die „Grenzen der

Gewohnheit“ können auch überschritten werden, um etwas Neues zu schaffen, wie ich im empirischen Abschnitt näher beleuchten werde.

Craik versteht unter bestimmten Bekleidungsarten „spezialisierte Darstellungs- und Verhaltenstechniken, anstatt dies einfach an allgemeine und unpersönliche soziale Kräfte zurückzukoppeln“ (Craik 2005: 287). Nach der Art und Weise, wie wir uns innerhalb von gegebenen Regeln kleiden, wird eine Körpertechnik entwickelt, die den Körper darstellt (ebd.: 287f).

„Während wir heranwachsen, bewegen wir unsere Körper nach der Art, wie es uns anerzogen wurde. Unsere Verhaltensweisen sind damit weder natürlich noch unabänderlich. Körpertechniken sind das Produkt eines spezifischen Diskurses, der auf verschiedenen Ebenen von Macht und Wissen und in verschiedenen Bereichen sowie mit sozialen, politischen, ästhetischen und psychologischen Wissensformen interagiert. [...] Körpertechniken sind internalisiert und naturalisiert bis zu dem Punkt, an dem wir sie nicht mehr als erlernt oder arbiträr, sondern schlicht als eine Möglichkeit des Handelns wahrnehmen“ (Craik 2005: 288f).

Sich-Kleiden stellt also eine soziale Praxis und eine von vielen Körpertechniken dar, wobei es in meiner Untersuchung darum geht, was aktuell von Student_innen im universitären Kontext an Kleidung gewählt und angezogen wird und wie das Studium ihre Identität und deren Ausdruck durch Kleidung beeinflusst.

Als Individuen zeigen wir durch unsere Kleidungswahl, wie wir unsere Identität verstehen. „Durch unterschiedliche Körperstile unterscheidet sich ein Träger von dem anderen, eine Gruppe von der anderen“ (McCracken 1990, zit. nach Craik 2005: 292). Im nächsten Kapitel werde ich aufzeigen, wie sich Gruppenstile entwickeln und wie sie gebildet werden.

2.2 Ästhetik/Geschmack/Habitus von Gruppen als Grundlage für gruppenspezifische Kleidungsstile

Wie eine Identitäts-Performanz aussieht, hat mit der Position als Mitglied bestimmter Gruppen in der sozialen Welt zu tun. „The clothes we choose to wear represent a compromise between the demands of the social world, the milieu in which we belong, and our own individual desires“ (Finkelstein 1991: 122, zit. nach Entwistle 2000: 114). Was wir anziehen,

zeigt einerseits unsere Zugehörigkeit zu bestimmten Gemeinschaften und drückt geteilte Ideen, Werte und Lifestyles aus, andererseits wollen wir nicht alle genau gleich aussehen (vgl. Entwistle 2000: 114). Durch Kleidung werden Identität, Abgrenzungen sowie Zugehörigkeiten verhandelt und dadurch können soziale Beziehungen hergestellt werden (vgl. Mentges 2000, zit. nach Jenß 2005: 394). „Mit dem Tragen von Kleidung erfolgt - bewusst oder unbewusst - ein simultanes ‚Fitting in‘ und ‚Sticking out‘“ (Miles 1998, zit. nach Jenß 2005: 394).

„Personal adornment is characteristic of all societies, whereas coverings that protect are not“ (Roach/Eicher 1979: 7), wobei die Art und Weise der Sprache der persönlichen Verzierung einer Gesellschaft, und was als schön angesehen wird, von Umweltressourcen, technischer Entwicklung und kulturellen Standards abhängt. Roach und Eicher sehen das Sich-Kleiden als eine Art „ästhetische Sprache“, die ihre Bedeutung nur durch die Beziehung mit anderen Menschen bekommt. Es geht darum, was von anderen gelernt wurde. Persönliche einzigartige Erfindungen können die Sprache, die von anderen gelernt wurde, verändern oder ausschmücken, aber dies konstituiert deshalb nicht gleich eine neue Sprache. Somit sprechen Individuen vielleicht einen Dialekt einer bestimmten Subkultur innerhalb einer Gesellschaft, wodurch als schön befundene Kleidung in verschiedenen Gruppen unterschiedlich aussieht. Was als am allerschönsten betrachtet wird, hängt auch von der sozialen Gruppe ab, die das Aussehen bewertet (ebd.). Geschmack wird also auch innerhalb von Gruppen geteilt, wodurch es zu Distinktionen kommen kann. Hier gehe ich von Bourdieus Ansatz zu Geschmack und Habitus aus, welchen ich in Folge näher erläutere.

Ursprünglich wurde der Begriff Geschmack folgendermaßen verwendet:

Im 17. Jahrhundert wurde in Italien, Spanien, Frankreich, England und Deutschland Geschmack als Ausdruck einer neuen Fähigkeit verwendet. Geschmack „ist die Fähigkeit, das Schöne vom Häßlichen zu unterscheiden“ und dies „durch das unmittelbare *Gefühl* (aisthesis) wahrzunehmen. Und genau auch mit dem Auftreten eines solchen Vermögens treten wir endgültig in den Weltzusammenhang der ‚modernen Ästhetik‘ (das Nebeneinanderstellen dieser beiden Ausdrücke ist übrigens nahezu ein Pleonasmus) ein“ (Ferry 1992: 19).

Ferry beschreibt Ästhetik als das „sicherste Zeichen“ des Beginns der Moderne. Zum ersten Mal erscheint der Begriff „Aesthetica“ 1750:

„Die Geburt der Ästhetik als philosophischer Disziplin ist untrennbar mit der radikalen Veränderung verbunden, die in der Vorstellung vom Schönen eintritt, als nämlich letzteres im Sinne von *Geschmack* aufgefaßt wird; also von dem Zeitpunkt an, wo dieses, was im Menschen bald als das Wesen selbst von Subjektivität, als das Subjektivste des Subjekts in Erscheinung tritt. Mit dem Geschmacksbegriff wird das Schöne in der Tat so eng mit der menschlichen Subjektivität verbunden, daß es sich allenfalls durch das Vergnügen, das es bereitet, durch die *Empfindungen* und Gefühle, die es in uns erweckt, bestimmen läßt“ (ebd.: 24).

Während Ästhetik und Geschmack also erst als etwas Subjektives angesehen wurde, verweist Bourdieu (1987) dabei auf den Habitus, der Gruppen von Menschen gemeinsam ist. Er sieht unterschiedlichen Geschmack als Bedingung für verschiedene Lebensstile, zu denen auch Kleidung gehört. Da als Grund für Kleidungspräferenzen während meiner empirischen Forschung tendenziell „weil es mir gefällt“ genannt wurde, scheint es sinnvoll, den von Gruppen geteilten Geschmack näher zu betrachten. Dafür gehe ich von Bourdieus Ansatz aus.

Nach Bourdieu hängen jede kulturelle Praxis und die damit einhergehenden Präferenzen primär mit dem Ausbildungsgrad und sekundär mit der sozialen Herkunft (Familie und Schule) zusammen (vgl. 1987: 17f). Durch Familie und Schule entwickeln sich Kompetenzen, die zu einer bestimmten Zeit als notwendig erachtet werden. Außerdem entwickelt sich der Preis dafür, sowie ein Gefühl für „[...] das richtige Anlegen kultureller Investitionen, eines ‚Anlage-Sinns‘ [...]“ (ebd.: 151), womit der Sinn für Grenzen und Angemessenes gemeint ist. Die Leistungen werden durch Familie und Schule mittels positivem und negativem Feedback kontrolliert (ebd.: 150f).

Bourdieu bezeichnet „[...] Geschmack als ‚Fähigkeit, über ästhetische Qualitäten unmittelbar und intuitiv zu urteilen‘, nicht zu trennen [...] vom Geschmack als Fähigkeit zur Unterscheidung jeweils spezifischer Geschmacksrichtungen von Speisen, womit die Vorliebe für bestimmte unter ihnen impliziert ist“ (1987: 171). Er sieht Geschmack als Merkmal von „Klassen“ (ebd.: 18). Heute spricht man zwar nicht mehr von Klassen, aber sein Ansatz scheint mir auch relevant für meine untersuchten Gruppen zu sein, denn nach ihm werden Personen durch bestimmte Geschmacksäußerungen (die gezeigten Vorlieben und die ästhetische Einstellung, die die Differenz bestätigen) vereint und getrennt (Bourdieu 1987: 104f). Dieses Phänomen trifft auch auf mein Sample zu. „Über Geschmack streitet man nicht

- nicht, weil jeder Geschmack natürlich wäre, sondern weil jeder sich in der Natur begründet wähnt - was er, als Habitus, ja auch gewissermaßen ist -, mit der Konsequenz, den anderen Geschmack [...] als abartig zu verwerfen [...]“ (Bourdieu 1987: 105). Andere Geschmacksäußerungen werden durch Ablehnung negativ beschrieben (bis zu tiefer Verabscheuung) und es kommt zu einer Abhebung davon, welche eine „ästhetische Intoleranz“ aufzeigt, wobei sich natürlich nicht alle gesellschaftlichen Klassen gleich stark gegenseitig ablehnen (ebd.). „Als Produkt einer bestimmten Klasse von Existenzbedingungen eint sie [eine Geschmacksäußerung, Anm. A.Z.] all jene, die aus denselben Bedingungen hervorgegangen sind, unterscheidet sie aber zugleich von allen anderen vermittels dessen, was sie wesentlich besitzen. Der Geschmack ist die Grundlage alles dessen, was man hat – Personen und Sachen, wie dessen, was man für die anderen ist, dessen, womit man sich selbst einordnet und von den anderen eingeordnet wird“ (ebd.: 104). Die ästhetischen Positionen, die z.B. neben Wohnungseinrichtung auch in Kleidung ersichtlich sind, zeigen die soziale Distinktion. Somit kann durch Kleidung auf den Geschmack (des Individuums) geschlossen werden (ebd.: 107).

Bourdieu unterscheidet ökonomisches -, kulturelles - (Bildungs-), soziales - und symbolisches Kapital (vgl. 1987). Bezüglich des kulturellen Kapitals kann ein und derselbe Universitätsabschluss verschiedene Beziehungen zu Bildung und Kultur implizieren, wobei diese Unterschiede auch aus zeitlichen Gründen wie z.B. der Zeit des Universitätsbesuches resultieren können. Das objektivierte Kapital ist das soziale Merkmal und das inkorporierte Kapital wird durch den Habitus dargestellt (ebd.: 146-195). Ein bestimmter Habitus wird unter bestimmten Lebensbedingungen und Anpassungsprozessen erzeugt: Kapitalvolumen, Kapitalstruktur und die zeitliche Entwicklung der beiden während des sozialen Lebens (Vergangenheit und potentielle Zukunft) (ebd.: 195f). Der „[...] Habitus ist *Erzeugungsprinzip* objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis und *Klassifikationssystem* (principium divisionis) dieser Formen“ (ebd.: 277). Er definiert bestimmte Praxisformen und Produkte, sowie die Unterscheidung und Bewertung dieser je nach Geschmack. Dadurch werden die repräsentierte soziale Welt und die Lebensstile konstituiert. Unterschiedliche Existenzbedingungen bringen also verschiedene Formen eines Habitus hervor. Schließlich wird eine soziale Lage dadurch bestimmt, was sie nicht ist, besonders aber durch Gegensätze, wodurch soziale Identität gebildet wird und sich in der Differenz bestätigt. „Der Habitus bewirkt, daß die Gesamtheit der Praxisformen eines Akteurs (oder einer Gruppe von aus ähnlichen Soziallagen hervorgegangenen Akteuren) als Produkt der Anwendung identischer

(oder wechselseitig austauschbarer) Schemata zugleich systematischen Charakter tragen und systematisch unterschieden sind von den konstitutiven Praxisformen eines anderen Lebensstils“ (ebd.: 278).

Lebensstile sind also (strukturierte) Produkte des Habitus mit bestimmten Eigenschaften, mit denen sich Individuen oder Gruppen umgeben. Durch den Geschmack, der nur in sehr geringem Ausmaß dem Bewusstsein zugänglich ist, werden die Eigenschaften aufeinander abgestimmt. Durch Geschmack werden Dinge in Zeichen umgewandelt, in eine „symbolische Ordnung“ von Unterscheidungen, und dieser stellt die Grundlage der Unterscheidungsmerkmale, der Lebensstile dar (Bourdieu 1987: 281-4).

Bourdieu unterscheidet zwischen Luxus- und Notwendigkeitsgeschmack. Das betrifft auch Kleidung, die er - neben Nahrung und Kultur - der Selbstdarstellung und Repräsentation zuordnet. Er zeigt zum Beispiel, dass bei Männerkleidung der Anzug für leitende Angestellte als Gegensatz zum Arbeitskittel von Landwirten und Arbeitern genannt wird (ebd.: 298-324). Es gibt nahezu unendlich viele Möglichkeiten sich zu unterscheiden, aber bei Gegenständen ist nichts so geeignet um soziale Unterschiede zu manifestieren wie Luxusgüter, „[...] weil *in ihnen die Distinktionsbeziehung objektiv angelegt ist* und bei jedem konsumtiven Akt, ob bewußt oder nicht, ob gewollt oder ungewollt, durch die notwendig vorausgesetzten ökonomischen und kulturellen Aneignungsinstrumente reaktiviert wird“ (ebd.: 355). Auch bei Kleidung können spezifische Luxusausführungen die Performanz einer bestimmten sozialen Identität unterstreichen. Inwiefern das bei den beforschten Studierenden eine Rolle spielt, werde ich im empirischen Abschnitt näher beleuchten.

2.3 Schlussbetrachtungen

In diesem Kapitel wurde dargestellt, wie Identitäts-Performanzen mit den Positionen von Personen als Mitglieder bestimmter Gruppen in der sozialen Welt zu tun haben. Es zieht nicht jede Person einfach das an, was ihr gefällt, sondern die Kleidungswahl findet der Umwelt angemessen innerhalb bestimmter kultureller Codes statt. Innerhalb dieser Grenzen werden unter bestimmten Bedingungen spezifische kulturelle Kompetenzen gelernt. Durch den über den Habitus angeeigneten Geschmack zeigen sich u.a. Kleidungsgeschmäcker, die zu

Distinktionen führen. Soziale Identität wird besonders durch gegensätzliche Geschmäcker gebildet, wobei in gewissem Ausmaß ästhetische Intoleranz gegenüber anderen Gruppen herrscht. Kleidung und Identität stehen also innerhalb einer Kultur - je nach Situation - in einer wechselseitigen Beziehung zwischen privaten und öffentlichen Anliegen. Kleidung als gelernte ästhetische Sprache führt innerhalb einer Gesellschaft zu Dialekten von Subkulturen, wobei es in der vorliegenden Arbeit um die „Kleidungs-Dialekte“ von Studierenden der besagten Studienrichtungen geht. Aber die Körpertechniken werden nicht nur nach (studien-spezifischen) Überlieferungsformen unterschieden, sondern auch nach dem Geschlecht, um welches es im folgenden Kapitel geht.

3. Kleidung und Geschlechtsidentität

Bei meiner empirischen Untersuchung versuche ich einerseits die geschlechtsspezifischen Unterschiede im Bekleidungsverhalten herauszufinden, und andererseits vergleiche ich auch die distinktiven Kleidungsstile unter den Frauen bzw. unter den Männern, also auch die Differenzen „*in between*“⁶, da man nicht nur von *einer* Technik der Weiblichkeit oder Männlichkeit ausgehen kann. Die alltäglich erlebte Realität sieht differenzierter aus.

Ich gehe basierend auf der Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* von den Theorien „Gender-Techniken“, „Doing Gender“ und „Gender-Performance“ aus.

3.1 Unterscheidung zwischen „sex“ und „gender“

Bevor ich mich den geschlechtsspezifischen Techniken und der Gender-Performance widme, gehe ich näher auf den Gender-Begriff ein, der als Grundlage für das Verständnis dient, wie verschiedene geschlechtsspezifische Kleidungsstile zustande kommen.

In der aktuellen anthropologischen Literatur zu *sex* und *gender* gibt es zwei Tendenzen, bei welchen Gender als willkürlich aber determiniert, konstituiert aber durch die Geschichte gegeben, angesehen wird. Die eine Tendenz kann man „[...] anthropology of making difference“ (Morris 1995: 573) nennen. Hier geht es darum, wie kulturelle Anordnungen

⁶ Siehe hierzu Bachmann 2008: 27; Moore 2003, 2006

Gender strukturieren und Subjekte kreieren (Körpertechniken, ideologische oder symbolische Repräsentation, die für Differenz sprechen). Die zweite Tendenz wäre die „[...] anthropology of decomposing difference“ (ebd.: 574), bei der der Fokus auf Mehrdeutigkeit und Transgender liegt (ebd.). Für die vorliegende Arbeit ist die erste Tendenz relevant, da es um geschlechtsspezifische Kleidungsstile geht und Geschlechtsidentität als Bedeutung „nur *in Relation* zu einer anderen entgegengesetzten Bedeutung“ (Butler 1991: 27) existiert.

In “westlichen” Gesellschaften wird Gender als natürliche Kategorie von Frauen und Männern angesehen (vgl. Garfinkel 1967: 116-118, zit. nach West/Zimmermann 1987: 127f); als eine natürliche und fixe Unterscheidung, die ihre Wurzeln in der Biologie hat (vgl. West/Zimmermann 1987: 128). Wie man besonders auffällig bei Transvestiten sieht, wird durch Kleidung gezeigt, welches Geschlechtsverständnis Personen von sich haben. Das zeigt, wie Geschlecht nicht nur physikalische Merkmale umfasst, die nach West und Zimmermann ebenfalls als sozial kategorisiert⁷ angesehen werden, sondern soziokulturell determiniert und veränderlich ist. Die Geschlechterforschung hat aufgezeigt, dass bei Geschlecht nicht von „natürlich gegebenen Tatsachen“ gesprochen werden kann.

Zu Beginn der Gender-Forschung wurde zwischen *sex* und *gender* unterschieden. *Sex* wurde der Biologie (Anatomie, Hormone und Physiologie) zugeschrieben, während *Gender* als ein erreichter Status angesehen wurde, der durch kulturelle, soziale und psychologische Bedeutungen kreiert wird. So schien Geschlecht etwas Gegebenes und Gender, sowie die Gestaltung der Gender-Identitäten, etwas Errungenes zu sein (vgl. West/Zimmermann 1987: 125f). Butler kritisiert an dieser Unterscheidung, dass sie zu der Vorstellung führt, dass es ein natürliches Geschlecht gibt, welches sich in eine gesellschaftliche Form entwickelt, wonach Geschlecht zur Natur und Gender zur Kultur gehören würde (1991: 65f). Sie sieht Gender nicht im Gegensatz zu Geschlecht als kulturell konstruiert, sondern meint, dass *sex* vielleicht genauso wie *gender* kulturell konstruiert wird, weil es eben nicht unveränderlich ist (vgl. Butler 1991: 23f). Für meine Forschung ist an diesem Punkt wichtig, dass die als geschlechtsspezifisch angesehenen Verhaltensweisen aus dieser Sicht sozial konstruiert sind, was zum Konzept von “Doing Gender” und zur Theorie der Performativität führt, die ein theoretisches Grundgerüst für die Diskussion meiner empirischen Ergebnisse darstellen. Aber

⁷ Siehe hierzu West/Zimmermann 1987: 127-130

bevor wir uns diese Theorien genauer ansehen, versuche ich im nächsten Unterkapitel die Gender-Techniken zu beleuchten.

3.2 Gender-Techniken

Mauss (1997) unterscheidet Körpertechniken, wie weiter oben dargestellt, u.a. nach dem Geschlecht. In diesem Kapitel stelle ich Craiks Konzept der Techniken der Weiblichkeit und der Techniken der Männlichkeit vor, die bei meinem Forschungssample zu distinktiven Kleidungsstilen führen. Im empirischen Abschnitt gehe ich noch genauer auf die Techniken der Weiblichkeit und die Techniken der Männlichkeit ein, die von meinem Forschungssample, den Student_innen beider Studienrichtungen, eingesetzt werden.

3.2.1 Techniken der Weiblichkeit

Es gibt Techniken, die mit „weiblich sein“ (im Sinne von *female*) zusammenhängen, die mit bestimmten Praktiken wie z.B. Pflegen, Nähren, Fruchtbarkeit sowie einen weiblichen Körper zu haben, assoziiert werden; wie es Techniken gibt, die Gender als soziale Strategie einsetzen (im Sinne von *feminine*), mittels Darstellung des weiblichen Körpers. Diese Techniken hängen miteinander zusammen. Das Bekleidungsverhalten und das diesbezügliche Gender-Verhalten kann je nach Kultur unterschiedlich sein (vgl. Craik 1994: 44). Craik zeigt dabei die Beschränkung der Frauen auf, die durch Codes der Repräsentation gegeben sind, die sie als passive Darstellungsobjekte für männliche Blicke des Begehrens und somit Träger des Vergnügens positionieren. Geschlechtsidentität wird als ein vielschichtiger Prozess angesehen, der nicht nur sexuelle Begierde betrifft, sondern „a range of learnings, orientations, identifications and sexual knowledges“ (ebd.: 47). Je nach den gängigen Vorstellungen zu Gender verändern sich die „female/feminine-Techniken“ (ebd.). Die Betonung der Sexualität ist besonders im Konsumenten-Fashion-System herausstechend. Kleidung wird je nach den aktuellen Vorstellungen, wie ein sinnlicher Körper auszusehen hat, geschnitten. „Social and sexual identity is lodged in the way the body is worn. Gender – especially femininity – is worn through clothes. But although clothes allude to persons as

sexual beings, they do not automatically denote sexuality“ (Paoletti/Kregloh 1989: 40, zit. nach Craik 1994: 56).

Die Vorstellung von der Bedeutung von Kleidung als Sprache und Kommunikation war zentral für die Vergrößerung der Mode-Industrie und seiner Promotion durch Frauenzeitschriften und sanktionierten Vorbildern. Die Identität und soziale Position, die durch Dress-Codes etabliert sind, inkludieren die Zuschreibung von Weiblichkeit (vgl. Craik 1994: 56).

3.2.2 *Techniken der Männlichkeit*

„Women are fashionable but men are not. This lament is common in western cultures“ (Craik 1994: 176).

Craik stellte fest, dass die meisten zeitgenössischen Studien über Fashion Frauen in den Mittelpunkt stellen und Männer nur am Rande untersuchen. Diese Gleichsetzung der Frauen mit Fashion ist historisch und kulturell spezifisch und kommt von den viktorianischen und europäischen Vorstellungen von Etikette, Gender-Verhältnissen und Sexualität im 19. Jahrhundert. Es ging um eine radikale Splittung der Geschlechter, und so wurde jedes Geschlecht mit bestimmten Rollen versehen. Bekannt für diese Teilung ist die immer wiederkehrende Neuerfindung von Dress-Codes, welche den Frauen zugeteilt war. Somit behauptet Craik, dass es erst keine „Männer-Mode“ gab, und dass es Männern weniger um den Style, sondern mehr um den Komfort ging. Außerdem meint Craik, dass Männern Kleidung nicht auffällt, also die Tendenz zu beobachten ist, dass Männer-Mode heruntergespielt oder gänzlich gelegnet wird. Die Mode für Männer hängt mit der für Frauen zusammen, ist aber von den Codes der Mode für Frauen zu unterscheiden. Während es zeitgenössisch bei Frauen darum geht einen „Look“ zu kreieren, der bewundert werden kann, ging es bei Männern um das Verstärken der verschiedenen Rollen im Beruf und den sozialen Status (vgl. Craik 1994: 176).

Während der 1980er und 1990er Jahre entwickelte sich eine Debatte über die Entstehung von Männer-Mode. Die Männer hätten ihr Desinteresse für Kleidung hinter sich gelassen und die Kleidungsvorschriften wurden bei Männern strenger als bei Frauen. Männerkleidung ist

gekennzeichnet durch ein ambivalentes Verhältnis des Stils und der sexuellen Identität, wobei es je nach Umstand um den Ausdruck männlicher Sexualität geht. Die Wichtigkeit, die dieser zugewiesen wird, scheint unterschiedlich groß zu sein (ebd.: 178f).

Als mehr Männer sitzende Berufe im Büro (*white collar*) annahmen, wurde der Anzug (*business suit*) als praktische Mehrzweck-Kleidung die Basis der Garderobe. Bei Uniformen unterliegt die Kleidung spezifischen Farb-Codes (vgl. Steele 1989c: 64-91, zit. nach Craik 1994: 186). So wurde der Anzug zu einem sexuellen Kennzeichen der neuen Männlichkeit der 1980er (vgl. Paoletti 1985: 124, zit. nach Craik 1994: 186), wobei die Schultern und Hüften durch Polsterung betont werden (vgl. Kidwell 1989: 126-9, zit. nach Craik 1994: 187).

„Suits were tailored in an angular, square mode using stiff, sturdy and durable material allowing freedom of movement. By using a limited range of dark colours and discreet, subtle patterns, the suit became the perfect multi-occasion garment. Complemented by white or pastel shirts, the dour suit was relieved only by choice of tie or cravat. Ornamentation was viewed with suspicion. The overall impression conveyed the serious disposition of men locked into the industrialising economy“ (Craik 1994: 188).

Der Ernst der Männerkleidung wurde durch den Kontrast zur Frauenkleidung verstärkt, die mit ihren hellen Farben, leichterem Stoff und Betonung - bis hin zur Übertreibung - der Kurven die Aufmerksamkeit auf den weiblichen Körper ziehen (vgl. Finkelstein 1991: 133, zit. nach Craik 1994: 188). Die Dominanz des Anzugs als das angemessene Kleidungsstück für Bürojobs blieb unbestritten und somit war auch im 20. Jahrhundert die Basis der Garderobe des Mannes festgelegt. Abgesehen von kleinen Variationen waren amerikanische und europäische Männer im 20. Jahrhundert mit Shirt, Hose und Jacket gekleidet, wobei der funktionale Gesichtspunkt betont wurde (vgl. Craik 1994: 189f).

In den 1960ern kam es zu einer Wende in der Herren-Bekleidung, die dazu führte, dass nicht mehr der Anzug die Basis der Garderobe darstellte, sondern sich separat davon eine eigene Freizeit-Kleidung entwickelte. Dies führte zu der wichtigen Unterscheidung zwischen Arbeits- und Freizeit-Kleidung. In den 1970ern und 1980ern wurden zumindest die jungen Männer mutiger im Experimentieren mit Schnitt, Stoff und Farbe (vgl. Craik 1994: 192).

Als besonders oft von Student_innen verwendetes Kleidungsstück sei die Jeanshose genannt. Wie Craik zeigt, hat sich die Jeans von der praktischen, ländlichen Arbeits-Kleidung (*blue-*

collar) in eine modische Kleidung, die mit Jugend verbunden wird, entwickelt. „Jeans were a symbol of middle-class revolt from the strictures of respectability and conformity“ (Craik 1994: 194). Mitte der 1970er Jahre wurde die Jeans nicht mehr auf Arbeiter und junge Männer begrenzt. Die Mode ist dem Bedürfnis der Frauen nach bequemer Kleidung nachgegangen und somit wurde die erste Designer-Jeans und Unisex-Kleidung für Frauen und Männer auf den Markt gebracht, die 1984 weltweit circa 400 Millionen US-Dollar Umsatz machte. So wurden Jeans als Casual Look eine respektierte Kleidung (ebd.: 194-7).

Das als meist typisch männlich beschriebene Fehlen an Interesse an Mode stellt eher eine historische und kulturelle Ausnahme dar. Seit dem 18. Jahrhundert wurde die europäische Männerkleidung insgesamt schlichter, blieb aber dennoch in die Modezyklen eingebunden. Es gab bevorzugte Stoffe, Schnitte, Stile und Farben (vgl. Craik 1994: 197). „What has marked out changes in men’s fashion has been the association with the workplace. Clothes were the index of professional character“ (ebd.). Der Business-Anzug wurde assoziiert mit Status und Autorität sowie Seriosität, wobei sogar bestimmte Charaktereigenschaften der Person erwartet werden (vgl. Finkelstein 1991: 109, zit. nach Craik 1994: 197). Dadurch, dass Kleidung als Index für soziale und moralische Qualitäten galt, wurde bei Männerkleidung die dekorative Komponente vernachlässigt (vgl. Craik 1994: 197).

In jüngerer Zeit ist beim Thema Männer und Kleidung ein „neuer Mann“ im Gegensatz zum „altmodischen Mann“ in den Fokus gerückt. Diese Entwicklung war eine Reaktion auf den Feminismus und gesellschaftliche Veränderungen für Frauen, und so wurde auch Männlichkeit generell neu bewertet. Männerkleidung entwickelte sich schließlich zu einer wachsenden Industrie, die saisonale Mode-Kollektionen hervorbringt. Während die Kleidung immer noch konservativer, weniger extrem ist als jene der Frauen, und immer noch basierend auf Shirt, Jacket, Hose und Anzug, wurde eine größere Vielfalt in der Gestaltung und bezüglich der Farben möglich. Männermode teilt nun Kleidung auch in unterschiedliche Kategorien, wie Arbeitskleidung oder speziell modische Kleidung. Diese Veränderungen haben auch Einfluss darauf, wie Männlichkeit angesehen wird, und gehen weg von der viktorianischen und post-viktorianischen Vorstellung von Männlichkeit als Darstellung eines disziplinierten Körpers (Craik 1994: 197-203).

3.3 „Doing Gender“ und „Gender-Performance“

Das Konzept *Doing Gender* ist „in der Geschlechterforschung zu einem Synonym für die in dieser Tradition entwickelten Perspektive einer ‚sozialen Konstruktion von Geschlecht‘ geworden“ (Gildemeister 2004: 132). In diesem von West und Zimmermann entwickelten Ansatz wird Geschlecht zum ersten Mal als Performance gesehen.

In Sozialisations-Theorien heißt es, dass sich Gender im Alter von ca. 5 Jahren entwickelt und dann ziemlich genauso fix sei wie das biologische Geschlecht. Im Gegensatz dazu beschreiben West und Zimmermann in ihrer „Doing Gender“-Theorie Gender als eine erreichte Fähigkeit und Leistung, als situationsabhängiges Verhalten, welches während alltäglicher Interaktionen gewohnheitsmäßig zustande kommt. Sie postulieren, dass es automatisch zu Doing Gender kommt, da Frauen und Männer Mitglieder einer Gesellschaft sind. Es geht um soziale Aktivitäten wie Wahrnehmung und Interaktion, „that cast particular pursuits as expressions of masculine and feminine ‘natures’“ (West/Zimmermann 1987: 126). Doing Gender ist das Ergebnis und der Grund sozialer Ordnung (ebd.: 126-129).

Morris führt aus, dass Gender somit als etwas, das Menschen „tun“, gesehen wird. Sie zeigt auf, dass Butler - zu der wir in Folge kommen werden - einen Schritt weiter geht, indem sie meint, dass Gender seine Macht dadurch bekommt, dass Menschen die Handlungen, die sie als verpflichtend ansehen, mit Essenz verwechseln. Demnach sind Performanzen nicht nur produktiv, sondern sie verstecken auch, dass es kein essentielles und natürliches Geschlecht gibt, auf welches sich Gender beziehen kann. Nach Morris ist Geschlechtsidentität durch das Gender-System in der Imagination oder ständigen Wiederholungen von idealen Körperstilen materialisiert. Wenn behauptet wird, dass der Körper sein Geschlecht in kultureller Praxis annimmt, bietet die Theorie der Gender-Performativität die Möglichkeit, den Körper auf unkonventionelle Weise umzugestalten (vgl. Morris 1995: 573).

Es wurde jeweils ein Konzept von drei Kategorien von West und Zimmermann (*sex, gender, sex category*) sowie Butler (*sex, gender identity, gender performance*) aufgestellt, das zeigen soll, wie Geschlecht im Alltag „zustande kommt“.

West und Zimmermann wollten mit ihrem „Doing Gender“-Konzept nicht nur ein neues Verständnis von Gender entwickeln, sie führten auch die Unterscheidung zwischen *sex, sex*

category und *gender* ein, die ihrer Meinung nach notwendig ist, um die Interaktion von Gender in einer Gesellschaft zu verstehen (vgl. West/Zimmermann 1987: 125). Gender entsteht in einer Situation und, den der Sex Category zugeschriebenen Verhaltensweisen entsprechend, durch alltägliche Interaktion. Nach der Unterscheidung der drei Kategorien wird eine Person nach ihren anatomischen Geschlechtskriterien einer Sex Category zugeordnet, wobei im Alltag die Kategorisierung nach sozial identifizierenden Darstellungen vollzogen wird (ebd.: 127-130).

Man kann auch einer Geschlechtskategorie angehören, wenn die Geschlechts-Kriterien fehlen, wie in dem Beispiel der transsexuellen Agnes gezeigt wird. Als Bub aufgewachsen, hat sie im Alter von 17 Jahren eine weibliche Identität entwickelt und sich schließlich einer Geschlechtsoperation unterzogen. Agnes eignete sich Wissen an, wie sich eine "normale Frau" verhält und lernte dieses Verhalten (vgl. Garfinkel 1967: 118-140, zit. nach West/Zimmermann 1987: 131). "Weiblich" und "männlich" sind kulturelle Ergebnisse. Wenn z.B. ein Kind eine Person in Anzug und Krawatte sieht, schließt es auf einen Mann, obwohl die Geschlechtskriterien nicht ersichtlich sind. Es wird von Kleidung auf das Geschlecht geschlossen. Die anfängliche Geschlechtszuordnung (im Rahmen der Geburt) hat nicht viel oder nichts zu tun mit der alltäglichen Identifizierung mit einer Geschlechts-Kategorie (vgl. Kessler/McKenna's 1978: 1-6, zit. nach West/Zimmermann 1987: 132). Agnes hat ihre äußere Erscheinung, ihre Kleidung, Frisur etc. so gestaltet, dass sie als normale Frau angesehen wird (vgl. West/Zimmermann 1987: 133). West und Zimmermann folgern, dass jede Aktivität stets als Frau oder Mann als Performanz durchgeführt wird, wenn - wie Garfinkel postuliert - die Geschlechts-Kategorie "omnirelevant" ist. Dieses Dazugehören zu einer Geschlechts-Kategorie kann bestimmte Aktivitäten legitimieren oder anzweifeln lassen. Gender ist als ein Merkmal sozialer Beziehungen zu sehen, und seine Ausdrucksform hängt von dem institutionellen Bereich ab, innerhalb dessen sie sich abspielt. Da die Gesellschaft in Frauen und Männer geteilt ist und die Einordnungen in Geschlechts-Kategorien relevant sind, ist Doing Gender unvermeidlich. Die Vorstellungen davon, was als angemessenes Verhalten für eine Geschlechts-Kategorie erachtet wird, kann kulturell und historisch variieren (ebd.: 129-137).

Doing Gender bedeutet das Bestehen in bestimmten Situationen, denn das Verhalten muss der Situation entsprechend sein und als akzeptabel entsprechend des jeweiligen Kontextes angesehen werden (ebd.: 135). "Gender is a powerful ideological device, which produces,

reproduces, and legitimates the choices and limits that are predicated on sex category” (ebd.: 147). Diese Möglichkeiten und Grenzen bezüglich des studentischen Bekleidungsverhaltens innerhalb meiner empirischen Settings versuche ich im Empirie-Abschnitt darzustellen.

Auch Butler meint, dass Identität immer nur im Kontext eines komplexen Geflechts von Beziehungen innerhalb eines kulturellen Feldes zu sehen ist. Auch sie sieht Geschlecht weder als ursächlich noch an das anatomische Geschlecht gebunden und behauptet, dass sich Identität ständig während der Interaktion mit anderen verschiebt. Ein Körper kann demnach verschiedene Arten von Geschlechtsidentitäten hervorbringen (vgl. 1991: 23-188). Außerdem behauptet sie schließlich ebenfalls wie West und Zimmermann sowie Morris: „Wenn die Geschlechtsidentität etwas ist, was man wird – aber nie sein kann -, ist die Geschlechtsidentität selbst eine Art Werden oder Tätigkeit, [...] eine Art unablässig wiederholte Handlung“ (ebd.: 167). Butler argumentiert also, dass Gender weder das Ergebnis des Geschlechts (*sex*), noch so fix ist wie dieses, sondern durch seine Annahme die Interpretationsvielfalt spürbar wird (ebd.: 15-22).

Butler versteht Gender also als ein “Tun”. Sie sieht die sich ständig verschiebende und kontextuelle Geschlechtsidentität nicht als Merkmal oder ein unverrückbares Substantiv, sondern als ein oszillierendes Phänomen. Die Vorstellung von eben dieser wird performativ durch diverse Äußerungen hervorgebracht und konstruiert auf diese Weise selbst die sie angeblich seiende Identität zwischen kulturellen und geschichtlichen Relationen. Es geht um ein Tun, allerdings nicht das eines Subjekts (denn es ist nicht sein Resultat), welches schon davor existiert, wenn keine geschlechtlich bestimmte Identität (*gender identity*) hinter der Tat von Gender liegt (vgl. Butler 1991: 29-49). So schlussfolgert Butler, dass „die ‚Täter‘ [...] bloß eine Fiktion, die Tat dagegen alles ist“ (ebd.: 49). Nach Butler ist die wirkliche Geschlechtsidentität also eine Einbildung, die sich auf der Oberfläche der Körper darstellt. Sie spricht von einer Inszenierung und einem Stil des Leiblichen als performativer Akt und folgert, dass man nach Sartre von einem „Stil des Seins“ oder nach Foucault von einer „Stilistik der Existenz“ sprechen könnte. Butler nennt die Körper „Stile des Fleisches“, die von der Geschichte beeinflusst sind. Stile unterschiedlicher Art stellen die Illusion eines unvergänglichen, geschlechtlichen Selbst her. Die Vorstellung von den Geschlechtern wird durch die Performanzen in der Gesellschaft manifestiert und somit aufrechterhalten. Geschlecht ist also nicht länger als essenzielle Wahrheit einer Identität zu sehen, sondern als ein Bedeutungsgehalt, der performativ inszeniert wird (ebd.: 61-208). Welche

Bedeutungsgehalt mittels Kleidung von den Student_innen performativ inszeniert werden, werde ich im Empirie-Abschnitte erläutern.

Durch Doing Gender werden Unterschiede zwischen Frauen und Männern geschaffen. Wenn sie erst einmal konstituiert sind, werden sie laufend bestätigt. Individuen haben viele soziale Identitäten, die abhängig von der Situation auch verloren, in den Hintergrund gelangen oder betont werden können. Man kann vieles für verschiedene Menschen sein, sowie für dieselbe Person zu verschiedenen Zeiten. Aber wir sind immer Frauen oder Männer, außer wir wechseln die Geschlechts-Kategorie. Wenn die Geschlechts-Kategorie als omnirelevant gilt, dann bietet jede Gelegenheit Ressourcen für Doing Gender. Gender ist also nicht ein Aspekt davon, was jemand ist, sondern etwas, das jemand immer wiederkehrend in der Interaktion mit anderen "tut" (vgl. West/Zimmermann 1987: 137-140). Agnes hat ihren Kleidungsstil wie den einer "normalen" Frau gestaltet. So stellt auch die Bekleidung eine wesentliche Ressource für *Doing Gender* dar.

3.4 Schlussbetrachtungen

In diesem Kapitel wurde dargestellt, wie Geschlechtsidentität während alltäglicher Interaktion routiniert zustande kommt. Gemäß der Geschlechtskategorie wird ein bestimmtes Verhalten als angemessen erachtet, welches kulturell und historisch variieren kann. Für mich scheint in Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit das „Doing Gender - Konzept besonders relevant zu sein. Mittels Doing Gender werden durch tägliche Handlungen bewusst und unbewusst Unterschiede zwischen Frauen und Männern kreiert, festgelegt und laufend bestätigt. Welches Bekleidungsverhalten von den Studentinnen und den Studenten der Kultur- und Sozialanthropologie und der Rechtswissenschaften als „weiblich“ und „männlich“ immer wieder gewohnheitsmäßig performativ inszeniert wird, versuche ich im empirischen Abschnitt zu demonstrieren. Davor stelle ich im folgenden Abschnitt meinen methodischen Ansatz vor.

II METHODE

In diesem Abschnitt stelle ich zuerst die methodischen Eckpunkte und die gewählte Auswertungsmethode meiner empirischen Arbeit dar, mit deren Hilfe ich in Folge versuche, meine Hypothesen zu prüfen und meine Forschungsfrage zu beantworten. Danach stelle ich noch einmal den Fokus bei der Auswertung (Hypothesen) klar, und reflektiere meine Rolle im Feld. Bevor ich im danach kommenden Abschnitt III meine empirischen Ergebnisse diskutiere, stelle ich kurz meine Interviewpartner_innen vor.

Die zentrale Forschungsfrage lautet:

Wie sieht das Bekleidungsverhalten der heutigen Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie im Vergleich zu dem Bekleidungsverhalten der Student_innen der Rechtswissenschaften aus? Welche vestimentäre Identitäts-Performanz zeigt sich im fachlichen und geschlechtlichen Vergleich?

1. Die Forschungsmethoden und ihre Auswertungsmethodik

Bei Kleidung als materieller Kultur und kultureller Handlungspraxis bietet die Methode der ethnographischen Feldforschung einen Zugang, um unterschiedliche Bekleidungskulturen näher zu betrachten (vgl. Jenß 2005: 388).

1.1 Experteninterview mit Mode-Vertriebsleiter

Als Einstieg in die empirische Forschung führte ich im Anfang Oktober 2011 ein leitfadengestütztes Experteninterview mit dem Vertriebsleiter einer Kleidungsmarke - welche gerne von Student_innen gekauft wird - durch (keine exquisite oder besonders bekannte Marke). Das Interview fand im Büro der Zentrale neben etlichen Kleiderstangen mit der Kollektion für die nächste Saison statt, und wurde mit Diktiergerät aufgenommen. Es ging darum, einen Einblick zu bekommen, wie entschieden wird, welche Kleidung schließlich in den Geschäften verkauft, was für Frauen oder für Männer angeboten und was als wichtig z.B.

hinsichtlich aktueller Mode-Trends erachtet wird, um schließlich - nach einer Auswertung mittels qualitativer Inhaltsanalyse nach Mayring (2003) - aus den Ergebnissen Anstöße für den Interview-Leitfaden für die Student_innen-Interviews zu übernehmen. Diese Anstöße stellten sich als besonders relevant für die Fragen zur Auslotung der Grenzen, was unter den Student_innen an Kleidung erlaubt ist, dar.

1.2 Qualitative Interviews mit Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie sowie der Rechtswissenschaften

Da mein Forschungsfokus speziell auf den Bekleidungsunterschieden zwischen Frauen und Männern zweier verschiedener Studien lag, führte ich Interviews mit Studierenden durch, als eine Methode der qualitativen Sozialforschung, die auch in der Geschlechterforschung häufig angewendet wird.

Ich suchte meine Interviewpartner_innen in gleichem Umfang nach vier Gruppen aus: einerseits weibliche bzw. männliche Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie und andererseits weibliche und männliche Studierende der Rechtswissenschaften. So habe ich insgesamt zwölf leitfadengestützte Interviews mit Student_innen durchgeführt, die jeweils circa eine Stunde lang dauerten.

Alle Interviews haben im Laufe des Wintersemesters 2011/12 an ungestörten, öffentlichen Plätzen stattgefunden und wurden mit Diktiergerät aufgenommen. Die Kultur- und Sozialanthropologie-Student_innen interviewte ich im NIG (Neues Institutsgebäude der Universität Wien), in welchem ihr Institut angesiedelt ist; genauer gesagt im ruhigen Obergeschoß. Die Rechtswissenschafts-Student_innen konnte ich in Seminarräumen des Juridicums Wien, die gerade frei waren, interviewen.

Nach der Methode der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2003) konnte ich interessante Kategorien für die Analyse herausfiltern.

1.3 Teilnehmende Beobachtung am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie und am Juridicum/Fakultät für Rechtswissenschaften

Weiters habe ich im Zeitraum des Wintersemesters 2011/12 teilnehmende Beobachtung bei beiden Studienrichtungen durchgeführt. Wie Spöhring darauf hinweist, wird die Methode „teilnehmende Beobachtung“ oft synonym mit „Feldforschung“ verwendet (vgl. Spöhring 1995: 123) und stellt eine zentrale ethnographische Forschungsmethode der Kultur- und Sozialanthropologie dar.

Da meine Forschungszielgruppe prinzipiell alle Personen waren, die an der Universität Wien aktuell Kultur- und Sozialanthropologie oder Rechtswissenschaften studieren, und meine beiden Forschungskontexte der universitäre Boden, an dem sich ihr studentischer Alltag abspielt, darstellten, führte ich sowohl am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie, als auch am Juridicum teilnehmende Beobachtung durch.

Bei der teilnehmenden Beobachtung geht es um visuelle und akustische Beobachtung, sowie um die Informationsgewinnung durch Gespräche mit Informant_innen. Es handelte sich bei meiner durchgeführten Beobachtung um eine unstandardisierte teilnehmende Beobachtung in natürlichen Feldsituationen, die teils verdeckt und teils offen durchgeführt wurde (vgl. Spöhring 1995: 122f).

Da es sich bei meinen beiden Forschungskontexten um öffentliche Plätze handelt, hatte ich freien Zugang. Ich beobachtete, wie Student_innen gekleidet sind, und führte informelle Gespräche mit allen vier Gruppen (weibliche und männliche Studierende beider Studien), die ich in meinem Feldtagebuch notierte. Die teilnehmende Beobachtung diente dazu, von möglichst vielen Mitgliedern meiner Zielgruppe(n) ihre Wahrnehmungen, Einstellungen, Bedeutungsgebungen etc. herauszufinden. So konnte ich auch die Ergebnisse der Student_innen-Interviews mit den Geschichten der Informant_innen aus den informellen Gesprächen und den Eindrücken, die sich aus meinen Beobachtungen ergaben, vergleichen, wodurch ich immer mehr Einblicke in die angewandten Bekleidungspraxen bekommen durfte.

Auch diese Notizensammlung aus meinem Feldtagebuch wertete ich mittels qualitativer Inhaltsanalyse nach Mayring (2003) aus, wobei ich beziehend auf die Interviews teilweise dieselben und teilweise weitere Kategorien herausfilterte.

1.4 Experteninterviews mit Professor_innen beider Studienrichtungen

Um zusätzlich eine historische Perspektive in die vorliegende Arbeit mit einzubeziehen, und damit noch einen weiteren Vergleich zu den Aussagen der Student_innen vornehmen zu können, führte ich im Jänner 2012 in Sprechstunden mit vier Professor_innen (je einer Frau und einem Mann aus jeder Studienrichtung), die auch selbst an der Universität Wien studiert hatten, jeweils ein leitfadengestütztes Interview. Ich bat sie, ihrer Erinnerung nach ihr Bekleidungsverhalten zu ihrer Studienzeit und das ihrer damaligen Studien-Kolleg_innen zu rekonstruieren. Konnte sich bei meinen befragten Student_innen die sprachliche Konstruierung ihrer als „normal“ erlebten Alltagswelt als Herausforderung herausstellen, kam bei den Professor_innen noch hinzu, dass ihre Studienzeit schon ein paar Jahrzehnte her war. Aber nach kurzer Überlegung teilten auch sie mit mir einige interessante Erinnerungen. Ihre Erzählungen - ebenso nach der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2003) ausgewertet - vermittelten mir einen Einblick in die studentischen, vestimentären Veränderungen im Zuge der letzten 30 - 40 Jahre.

2. Fokus bei der Auswertung

Mein zentraler Fokus bei der Auswertung liegt beim Vergleich zwischen den vier Student_innen-Gruppen, um sich ihren studienfach- und geschlechtsspezifischen Identitäten zu nähern. Dabei geht es in erster Linie darum, existierende Gruppennormen und deren Grenzen herauszufinden, da Identitäten durch Grenzen konstruiert werden⁸.

Ich gehe von folgenden Hypothesen aus:

1. Unter den Studierenden desselben Studiums herrscht ein Konsens bezüglich eines Kleidungsstils bzw. ähnliche durch Bekleidung dargestellte Identitäts-Performanzen.
2. Es lassen sich studienspezifische Kleidungsstile und somit studienspezifische Geschmäcker und Identitäts-Performanzen in Bezug auf das Bekleidungsverhalten erkennen. Die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie kleiden sich

⁸ Siehe z.B. Morris 1995; Bourdieu 1987

„alternativer“ und bunter, während die Studierenden der Rechtswissenschaften eleganter und einfarbiger gekleidet an die Universität gehen.

3. Es existieren geschlechtsspezifische Kleidungsunterschiede bzw. Gender-Performanzen, wobei die Frauen in beiden Studienrichtungen im Vergleich zu den Männern eine differenziertere Kleidungsauswahl aufweisen.

3. Reflexion meiner Rolle im Feld

Ich nahm im Forschungsfeld eine geschlechts- sowie eine fachspezifische Rolle ein, die ich für die Analyse mitberücksichtige. Als Frau machte es einen Unterschied, ob ich sowohl in dem einen als auch dem anderen Studium mit einer weiteren Frau oder einem Mann ins Gespräch kam, und dasselbe galt für meine Rolle als Kultur- und Sozialanthropologie-Studentin.

Auf dem Juridicum wurde ich, sobald ich es betrat, automatisch in eine Gruppe eingeordnet, die vielleicht nicht als „Jus-like“ gilt und konnte so z.B. auf Skepsis seitens sehr konservativ gekleideter Student_innen stoßen, als ich sie über ihre Kleidung, die ja für sie auch etwas Persönliches darstellt, befragte. Da ich aber von Anfang an klar machte, worum es ging, wurde mir sehr viel freundliche Hilfsbereitschaft entgegengebracht und so sah ich meine eigene Kleidung nicht als Hindernis, um mehr über das Bekleidungsverhalten der Rechtswissenschafts-Studierenden zu erfahren.

Durch meine geschlechtsspezifische Rolle als Frau bemerkte ich die Tendenz, dass manche Frauen eher von sich aus bereit waren („von Frau zu Frau“) mir ihre Beobachtungen genau zu schildern, als wenn ich vielleicht ein Mann gewesen wäre, was mir bei den Studentinnen einen Vorteil verschafft hat. Auffällig war, dass die männlichen Interviewpartner ungefragt auf lustige Weise von ihrer Unterwäsche zu erzählen begannen. Nach meiner Zurückführung zu den zentralen Fragen des Interviews war ihre Unterbekleidung aber kein Thema mehr und es kam mir vor, als ob ich für sie als Frau in den Hintergrund treten würde, während sie sich auf ihre Selbst- und Fremd-Beobachtungen konzentrierten.

4. Vorstellung der Interviewpartner_innen

Experteninterview mit Mode-Fachmann

Für das Experteninterview habe ich eine erfahrene Person aus der Modebranche gesucht, von der ich wissen wollte, was am Kleidungs-Markt für Frauen und im Gegensatz dazu für Männer angeboten wird, um erst einmal einen Blick hinter die Kulissen des Kleidungs-Marktes zu werfen, der als Grundlage der vestimentären Selbstinszenierungen der Student_innen dient. Bei der Suche nach einer/m geeigneten/m Interviewpartner_in (aus der Marketingabteilung) fragte ich mich bei allen großen Modeketten und etlichen kleineren Kleidungsanbietern durch, um eine/n Mitarbeiter/in zu akquirieren, die/der (mit)entscheidet, welche Kleidung in den Geschäften verkauft wird.

Schließlich nahm ich einen Interviewtermin bei einer Bekleidungsmarke an, die keine besonders bekannte oder spezielle Gruppen-Begehrlichkeiten von Marken-Liebhaber_innen weckende Marke ist. Dieser Kleidungsanbieter hat Frauen- sowie Männerkleidung in seinen Kollektionen und seine Produkte werden in vielen großen Kleidungsgeschäften angeboten. Ich bekam einen Interviewtermin (Datum im Anhang) mit dem Vertriebsleiter, einem 37-jährigen Mann (leidenschaftlicher Mode-Begeisterter) mit langjähriger Erfahrung in der Mode-Branche und direktem Büro-Sitz in der Zentrale, wo alle relevanten Entscheidungen gefällt werden, welche Kleidungsstücke je nach Saison in welchen Geschäften verkauft werden.

Interviews mit Studentinnen und Studenten aus dem Studium der Kultur- und Sozialanthropologie sowie den Rechtswissenschaften

Ich machte insgesamt 12 Interviews mit gegenwärtigen Student_innen. Jeweils drei mit weiblichen und drei mit männlichen Kultur- und Sozialanthropologie-Studierenden sowie dasselbe mit Rechtswissenschaften-Studierenden. Allen Studierenden habe ich einen Code-Namen gegeben, um ihre Anonymität zu wahren. Um diese tatsächlich zu gewährleisten, verzichte ich außerdem auf sehr genaue persönliche Angaben, wodurch theoretisch Rückschlüsse auf die Personen möglich wären. Zuerst gebe ich eine Übersicht über die

Interviewpartner_innen mit allgemeinen persönlichen Daten, die ich im Anschluss kurz zusammenfasse.

Die abgefragten persönlichen Daten waren: Alter, Semester, andere Studien, Ort an dem die Personen geboren und aufgewachsen sind, Art des Wohnens (wie z.B. WG oder alleine), Vollzeit-Beschäftigung vorher und/oder neben dem Studium oder Studienbeginn gleich nach Schule, Nebenjob, sexuelle Orientierung und Beziehungsstand, Kinderstand, Religion und eventuelle diesbezügliche Beeinflussung des Bekleidungsverhaltens, sowie längere Auslandsaufenthalte.

Weibliche Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie:

- Gilda:
23 Jahre alt, 10. Semester im Diplomstudienplan, geboren und aufgewachsen in Oberösterreich, lebt in Wien in einer 4er-WG, heterosexuell und in einer Beziehung, ist „auf ihre Art religiös“ (römisch-katholisch)
- Rosina:
24 Jahre alt, 3. Semester im Bachelor-Studienplan, geboren und aufgewachsen in Niederösterreich, lebt in Wien in einer 2er-WG mit einem Freund, Nebenjobs als Grafikerin, heterosexuell und Single, ist aus der Kirche (römisch-katholisch) ausgetreten
- Clementia:
24 Jahre alt, 3. Semester im Bachelor-Studienplan, studiert auch Philosophie und Politikwissenschaften nebenbei, geboren und aufgewachsen in Wien und wohnt hier in einer Wohnung mit ihrem Hund, hat nach der Schule u.a. als Kellnerin und Verkäuferin gearbeitet, Nebenjob als Kellnerin, eine Sommersaison hat sie in der Türkei verbracht, heterosexuell und Single, bezeichnet sich als Atheistin

Weibliche Studierende der Rechtswissenschaften:

- Heidrun:
23 Jahre alt, 8. Semester, geboren und aufgewachsen in Oberösterreich, wohnt alleine in Wien, hat einen Nebenjob als persönliche Assistentin, heterosexuell und Single, nicht religiös
- Else:
23 Jahre alt, 8. Semester, geboren und aufgewachsen in Oberösterreich, wohnt in Wien in einem Studentenwohnheim, heterosexuell und Single, ist „ein bisschen religiös“ (römisch-katholisch), hat ein Monat in Südostasien verbracht
- Ute:
21 Jahre alt, 5. Semester, geboren und aufgewachsen in Niederösterreich, wo sie auch jetzt noch lebt – alleine, Studium gleich nach der Schule, heterosexuell und Single, nicht religiös

Männliche Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie:

- Finn:
23 Jahre alt, 10. Semester, studiert auch Soziologie (ebenfalls im 10. Semester), geboren und aufgewachsen in Salzburg, wohnt in Wien in einer 2er WG mit einer Freundin, arbeitet nebenbei in einem Marktforschungsinstitut, heterosexuell und Single, Atheist
- Germar:
21 Jahre alt, 2. Semester, studiert auch Philosophie (im 1. Semester), geboren und aufgewachsen in Norddeutschland, wohnt in Wien in einer 2er-WG mit einem Freund, heterosexuell und Single, nicht religiös
- Tomaso:
27 Jahre alt, 13. Semester, geboren und aufgewachsen in Niederösterreich/Wien Umgebung und wohnt immer noch dort in einem Haus mit seiner Freundin, hat einen Nebenjob in einer Supermarktkette, nicht religiös

Männliche Studierende der Rechtswissenschaften:

- Birk:
20 Jahre alt, 3. Semester, geboren und aufgewachsen in Wien und lebt in einer 2er-WG mit einem Freund, heterosexuell und Single, nicht religiös,
Zusatzinfo, die von selbst gegeben wurde: er möchte Anwalt werden und im Alter von 22 Jahren das Studium abschließen
- Yan:
25 Jahre alt, 10. Semester, geboren und aufgewachsen in Wien und wohnt alleine, heterosexuell und Single, Atheist,
Zusatzinfo, die von selbst gegeben wurde: er möchte Finanzbeamter werden
- Daren:
20 Jahre alt, 1. Semester, studiert auch auf der WU, geboren in Wien und lebt hier alleine in einer Wohnung seit er 15 Jahre alt ist, seine Eltern wohnen in demselben Haus, heterosexuell und Single, nicht religiös, hat ein Auslandsjahr in Kanada gemacht

Zusammenfassend gesagt ergibt sich ein heterogenes Bild aus persönlichen Daten der IP.

Alle Interviewpartner_innen stammen aus Österreich, außer ein Student - Germar -, der aus Norddeutschland kommt. Sie sind im Alter zwischen 20 und 27 Jahren und in unterschiedlichen Semestern, von Studienanfänger_innen bis Höhersemestrierte, die meisten bezeichnen sich als nicht religiös, nur eine Kultur- und Sozialanthropologie- und eine Rechtswissenschafts-Studentin meinte, dass sie religiös sei (römisch-katholisch), aber keine/r unter ihnen richtet sich nach bestimmten religiösen Kleidungs Vorschriften. Alle IP bezeichnen sich als heterosexuell, zwei davon (Kultur- und Sozialanthropologie, weiblich und männlich) befinden sich in einer Partnerschaft und keine/r der IP hat Kinder. Fast alle haben gleich nach der Schule begonnen zu studieren, und teilweise haben sie Nebenjobs in unterschiedlichen Branchen. Von sich aus - direkt vor Beginn des Interviews - erzählten mir Rechtswissenschafts-Studenten, was sie beruflich nach ihrem Studium machen möchten.

In beiden Studienrichtungen und bei beiden Geschlechtern bin ich glücklicherweise auf Bereitwilligkeit, ein Interview zu geben, gestoßen.

Experteninterviews mit Professor_innen der beiden Studienrichtungen

Um von der historischen Perspektive aus einen Blick auf studentische Bekleidungsverhaltensarten zu bekommen, entschied ich mich dafür, gegenwärtige Professor_innen zu ihren Erinnerungen - wie bereits weiter oben geschildert (1.4) - zu befragen. Hierfür war ich in den Sprechstunden von Professorinnen und Professoren, die ebenfalls innerhalb meiner beforschten Studier-Kontexte (dem Institut für Kultur- und Sozialanthropologie und der Fakultät für Rechtswissenschaften) ihr Studium abgeschlossen hatten. Ich führte jeweils ein Interview mit je einer weiblichen und einem männlichen Professor_in der beiden Studienrichtungen durch.

Sie erzählten mir von ihren Erinnerungen zu den Kleidungsstilen der Student_innen in den 1970er/1980er Jahren, als sie noch selbst studierten.

III EMPIRIE

In diesem Abschnitt stelle ich die Ergebnisse meiner empirischen Forschung zu den studentischen Kleidungskulturen vor, nachdem ich zuvor noch das Geschlechterverhältnis der Studierenden der jeweiligen Fachrichtungen darstelle. Dann beschreibe ich zuerst die Ergebnisse der Interviews und der teilnehmenden Beobachtung in deskriptiver Form, um diese danach zu diskutieren. In der darauf folgenden Zusammenfassung (IV) der zentralen Forschungsergebnisse lege ich auch die Ergebnisse der Prüfung meiner Hypothesen dar.

1. Quantitatives Geschlechterverhältnis der Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie und der Rechtswissenschaften

In diesem Kapitel gebe ich gemäß uni:data⁹ einen Einblick in das quantitative Verhältnis zwischen Frauen und Männern, die als ordentliche Student_innen in den beforschten Fachrichtungen der Universität Wien gemeldet sind bzw. waren. Zur Veranschaulichung habe ich jeweils das zahlenmäßige Geschlechterverhältnis neben dem prozentualen Verhältnis in einer Tabelle zusammengefügt. Diese Statistiken beziehen sich auf die letzten zehn Jahre und speziell auf das Wintersemester 2011, in welchem die Forschung stattgefunden hat. Neben dem Geschlechterverhältnis der ordentlichen Studentinnen und Studenten stelle ich auch das Verhältnis der Studienanfänger_innen und jenes der Absolvent_innen dar. Bei der Kultur- und Sozialanthropologie ist beginnend mit dem Wintersemester 2007 parallel zum Diplomstudium auch das Bachelorstudium eingeführt worden. Bei den Rechtswissenschaften gibt es keinen solchen neuen Studienplan.

⁹ Online-Tool des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung mit Statistiken zum Hochschulbereich

Kultur- und Sozialanthropologie

In den letzten zehn Jahren, wie auch im Wintersemester 2011, lag das Verhältnis zwischen Studentinnen und Studenten im Diplomstudium gerundet bei 75% zu 25%, womit die Frauen also die überwiegende Mehrheit bildeten. Dies entspricht auch dem Verhältnis der Studienanfänger_innen der letzten Jahre, während die Absolvent_innen des vergangenen Studienjahrzehnts ein Verhältnis von ungefähr 80% Frauen zu 20% Männer aufweisen. Das Verhältnis der Studienanfänger_innen im beforschten Semester hat sich mit 80% Frauen zu 20% Männer im Vergleich zum Durchschnitt der letzten Dekade - in Bezug auf den dominierenden Frauenanteil - noch ein wenig zugespitzt, während sogar 83,2% der weiblichen und nur 16,8% der männlichen Studierenden im Jahr 2010/2011 ihr Studium abgeschlossen haben (vgl. URL 2).

Das Geschlechterverhältnis der Studierenden des Bachelorstudiums verhält sich ähnlich. Der Durchschnitt der letzten fünf Jahre - der Bachelor-Studienplan ist im Wintersemester 2011 in Kraft getreten - sowie im beforschten Semester zeigt ein Verhältnis der Frauen und Männer von 78% zu 22%. Mit diesem Studium begonnen, haben wie beim Diplomstudium, circa 80% Frauen und 20% Männer. In den letzten 5 Jahren, also seit es das Bachelorstudium gibt, haben 87% Studentinnen und 13% Studenten, und im Studienjahr 2010/2011 sogar 92% Frauen und nur 8% Männer ihr Studium abgeschlossen. Es scheint also beim Bachelorstudium im Vergleich zum Diplomstudium eine Tendenz ersichtlich zu werden, hin zu noch mehr Studienabschlüssen bei Frauen und noch weniger bei Männern. So scheint das Bachelorstudium ein noch etwas stärker von Frauen dominiertes Studium zu sein, als es schon das Diplomstudium der Kultur- und Sozialanthropologie ist (vgl. URL 2).

Die genauen Zahlen sind in folgender Tabelle ersichtlich:

			Zahlenmäßiges Verhältnis			Verhältnis in %	
			Frauen	Männer	Gesamt	Frauen	Männer
Diplomstudium	Wintersemester 2000 - 2011	<i>Ordentliche Studien</i>	17.375	5.957	23.332	74,5%	25,5%
		<i>Begonnene Studien</i>	2.438	777	3.215	75,8%	24,2%
	Studienjahr 2000/01 - 2010/11	<i>Abgeschlossene Studien</i>	856	200	1.056	81,1%	18,9%
	Wintersemester 2011	<i>Ordentliche Studien</i>	718	226	944	76,1%	23,9%
		<i>Begonnene Studien</i>	4	1	5	80,0%	20,0%
	Studienjahr 2010/2011	<i>Abgeschlossene Studien</i>	129	26	155	83,2%	16,8%
Bachelorstudium	Wintersemester 2007 - 2011	<i>Ordentliche Studien</i>	5.241	1.486	6.727	77,9%	22,1%
		<i>Begonnene Studien</i>	2.132	568	2.700	79,0%	21,0%
	Studienjahr 2007/08 - 2010/11	<i>Abgeschlossene Studien</i>	192	29	221	86,9%	13,1%
	Wintersemester 2011	<i>Ordentliche Studien</i>	1.432	403	1.835	78,0%	22,0%
		<i>Begonnene Studien</i>	353	93	446	79,1%	20,9%
	Studienjahr 2010/2011	<i>Abgeschlossene Studien</i>	114	10	124	91,9%	8,1%

(vgl. URL 2)

Rechtswissenschaften

Bei den Studierenden der Rechtswissenschaften ist das Geschlechterverhältnis ziemlich ausgewogen, mit einem gerundeten Durchschnitt der letzten zehn Jahre - inklusive des beforschten Wintersemesters 2011 - von 55% Frauen und 45% Männern. Begonnen haben das Studium am Juridicum im Zeitraum 2000-2011 in etwa zu 60% Frauen und zu 40% Männer, während diese Schere bei den Absolvent_innen tendenziell kleiner wird, da verglichen mit der Zahl der Studienanfänger_innen weniger Studentinnen als Studenten ihr Studium abschließen, womit das Geschlechterverhältnis dann wieder bei ungefähr 55% zu 45% liegt (vgl. URL 2). Ein Bachelorstudium gibt es bei den Rechtswissenschaften nicht.

In folgender Tabelle sind die genauen Zahlen abzulesen:

			Zahlenmäßiges Verhältnis			Verhältnis in %	
			<i>Frauen</i>	<i>Männer</i>	<i>Gesamt</i>	<i>Frauen</i>	<i>Männer</i>
Diplomstudium	Wintersemester 2000 - 2011	<i>Ordentliche Studien</i>	66.903	58.119	125.022	53,5%	46,5%
		<i>Begonnene Studien</i>	14.076	9.535	23.611	59,6%	40,4%
	Studienjahr 2000/01 - 2010/11	<i>Abgeschlossene Studien</i>	3.652	3.161	6.813	53,6%	46,4%
	Wintersemester 2011	<i>Ordentliche Studien</i>	7.098	5.660	12.758	55,6%	44,4%
		<i>Begonnene Studien</i>	1.425	855	2.280	62,5%	37,5%
	Studienjahr 2010/11	<i>Abgeschlossene Studien</i>	340	252	592	57,4%	42,6%

(vgl. URL 2)

Zusammenfassung

Zum einen können im relevanten Zeitraum beim Studium der Kultur- und Sozialanthropologie geschlechtsspezifische Asymmetrien im Zahlenverhältnis der Student_innen festgestellt werden, mit einem Frauenanteil von 74,5% bis 91,9%, während ihre männlichen Kollegen mit 8,1% bis 25,5% kontinuierlich in der Minderzahl sind. Zum anderen zeigt sich beim Studium der Rechtswissenschaften ein vergleichsweise ausgeglicheneres Kopfzahlenverhältnis, mit einem kontinuierlichen Überhang im Frauenanteil von 53,5% bis 62,5% gegenüber 37,5% bis 46,5% bei den Männern.

2. Deskriptive Darstellung der Ergebnisse der Interviews und der teilnehmenden Beobachtung

In diesem Kapitel bringe ich deskriptiv erstens die Ergebnisse der Interviews und der teilnehmenden Beobachtung der Studentinnen und Studenten zuerst im Kontext der Rechtswissenschaften, sowie danach im Kontext der Kultur- und Sozialanthropologie miteinander in Beziehung. Zweitens versuche ich mich der historischen Perspektive innerhalb derselben beiden Kontexte zu nähern, indem ich die Interview-Ergebnisse der Professor_innen deskriptiv vorstelle.

2.1. Beschreibung des Bekleidungsverhaltens der Student_innen

In diesem Kapitel stelle ich deskriptiv das Bekleidungsverhalten der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner und die Wahrnehmung der Kleidungsstile ihrer Studien-Kolleg_innen dar. Die folgende Zusammenfassung stützt sich auf die Ergebnisse der Studierenden-Interviews und der teilnehmenden Beobachtung (Zitate sind in Folge mit „TB“ gekennzeichnet) innerhalb der Kontexte der Kultur- und Sozialanthropologie und der Rechtswissenschaften.

2.1.1 Studierende der Rechtswissenschaften

Kleidungsstile von „Leger“ bis „Jus-like“

Unter den Rechtswissenschafts-Student_innen hat sich eine Zweiteilung in Hinblick auf ihre Kleidungsstile herauskristallisiert. In der Zuordnung scheint die Kombination der Kleidungsstücke und Farben wesentlich zu sein. Es gibt Studentinnen und Studenten, die sich leger kleiden und solche, deren Kleidung schlicht als „Jus-like“ (TB)¹⁰ bezeichnet wird. Von leger gekleideten Student_innen habe ich gehört, dass es die „normal“ gekleideten Student_innen gibt, zu denen sie sich selbst zählen, und die anderen, deren Kleidung sie tendenziell auf negative Weise beschreiben. So nennen sie die typisch für das Fach gekleideten Kolleg_innen, generell mit einem angeeckelten Gesichtsausdruck: „aufgetackelt, übertrieben hergerichtet, „Snobs mit superfeinen Lederschuhen“, „tussig“ (TB).

Unter legerer Kleidung im Sinn von „nicht-elegant“ werden allgemein Jeans, T-Shirt und Pullover verstanden, wobei es sich meist um eine Blue Jeans handelt, während es die Oberbekleidung in verschiedenen Varianten gibt. Die Shirts werden mit verschiedenen Armlängen, Farben und Aufdrucken getragen. Die Pullover ebenso mit Ärmeln bis zu den Handgelenken und mit oder ohne Kapuze. Es gibt Modelle mit dickerem Stoff und solche in einer dünneren Variante, die auf der Vorderseite einen Zippverschluss haben. Die Varianten sind gemischt und werden als individueller beschrieben, im Gegensatz zu den modebewussteren Studierenden, wo gemeint wird, dass sie alle ein bisschen ähnlich, uniform aussehen. Ein Student hat zu mir gesagt, dass es einen Unterschied zur Hauptuniversität gibt, aber dass dieser zum Glück nicht so groß sei. „Jeder soll sich so anziehen wie es ihm passt“ (TB). Ich hörte außerdem, dass die legerer gekleideten Studierenden der Rechtswissenschaften nicht so sehr auf Marken achten, und es wichtiger ist, dass die Kleidung passt und gefällt, sich die Farben nicht schlagen, und die Kleidung nicht einfarbig ist. Das sagen auch die konservativeren Kolleg_innen, nur dass Marken für diese schon wichtig sind.

¹⁰ Zitat aus der teilnehmenden Beobachtung (TB)

Wie Ute erklärt hat, sieht man am Juridicum sehr viele Männer in Hemden, wofür sie auch bekannt sind. Sie hat gesagt: „Hier zieht man sich einfach ganz anders an als bei anderen Studienrichtungen. Vor allem bei mündlichen Prüfungen“ (Ute: 1). Zum Beispiel werden elegante Business-Hemden oder Polohemden (vs. legere Hemden wie Holzfällerhemden) bei den Männern, sowie Hemden oder Blusen für die Frauen, allgemein eher den Studierenden, die als „typische Jus-Studenten“ bezeichnet werden, zugeordnet. Der typische Rechtswissenschafts-Kleidungsstil wird beschrieben mit Begriffen wie konservativ, gut angezogen, teuer (wirkend), Markenkleidung, elegant, gepflegt, schön, unauffällig bzw. dezent, normal, modebewusst.

Teilweise scheinen diese weit verbreiteten Beschreibungen gut zusammenzulaufen, während sie teilweise vielleicht etwas gegensätzlich wirken, und doch passen sie meiner Beobachtung nach. Sie zeigen, dass sich natürlich nicht alle ganz gleich anziehen, sondern dass z.B. manche mehr Wert auf konservative, manche mehr Wert auf moderne Kleidung legen, und wieder andere versuchen, die Kleidungsstile zu mischen. Dies zeigt, dass es sich um eine heterogene Gruppe handelt. Zum Beispiel hat Daren darauf hingewiesen, dass man jetzt, wo es Mode ist, viele Studenten in farbigen Röhrenhosen (vermehrt Rot und Grün) mit großen Lederschuhem dazu sieht. Er meint, dass diese zwei unterschiedlichen Kleidungsstile überhaupt nicht zusammenpassen (vgl. Daren: 2). Birk wäre ein gutes Beispiel für die Verbindung von konservativ und modern. Er achtet besonders auf angepasste, konservative Kleidung und versucht diese im Schnitt gemäß seines Geschmacks nach modernen Gesichtspunkten auszuwählen, wie z.B. eine dünne Krawatte. Eine Krawatte als das konservative Element und die schmale Ausführung als Gegensatz zu den breiten „Großvater-Krawatten“ (Birk: 2).

Das Modebewusstsein wird einerseits als positiv und mit der Zeit gehend, und andererseits als sehr uniform bewertet. Ein Student beschreibt dies so, dass sich manche sehr exquisit, wie Models, anziehen. Er gesteht mir, dass er mit diesen (er nennt sie „Snobs“) eine gewisse Geistlosigkeit verbindet, während er als Metapher dazu spezielle Gedichtarten nennt: manche wollen durch etwas Spezielles aus der Masse herausragen wie z.B. Gedichte, in denen alle Wörter klein geschrieben werden. Aber „das macht es nicht zu einem guten Gedicht“ (TB), und er lehnt das ab. Er meint, dass der modebewusste Kleidungsstil eine bestimmte Mentalität zeigt (vgl. TB).

Wie ich gehört habe, kommen die konservativeren Rechtswissenschafts-Student_innen eher aus einer gehobenen sozialen Schicht (höhere Mittel- bis obere Schicht) und auch aus bestimmten Schulen. Ein anderer Student, der sich nur auf die Frauen bezog, meinte: „Das sind die Döbling/Hietzing-Töchter von reichen Vätern“ (TB). Generell wird vermutet, dass die Student_innen, die eher elegante Kleidung tragen, wahrscheinlich reichere Eltern haben. Für diese aus besonders wohlhabenden Familien stammenden Studierenden haben Marken einen großen Wert. Ein leger gekleideter Student scherzt, dass ihnen vielleicht langweilig ist, weil sie sich so sehr stylen (vgl. TB). Marken, vor allem teure oder teuer wirkende, spielen eine zentrale Rolle.

Die Männer, denen der Ruf voraussetzt „Jus-like“ gekleidet zu sein, tragen, was z.B. als „Abendkleidung“ bezeichnet wird: Hemden mit dem Kragen über einen feinen Pullover oder Pullunder gelegt, wobei es nicht unbedingt Hemden, Polos und Anzughose sein müssen, aber schon eine elegante Hose, welche eventuell auch eine Jeans sein kann.

Was als „typisch Jus“ bezeichnet wird, macht die Kombination von bestimmten Kleidungsstücken und Farben aus. Von einem Studenten habe ich gehört, dass er darauf achtet, wie er die Farben kombiniert, da er nicht wie ein „Security-Mann“ oder „Mafioso“ aussehen möchte. Zu dunklem Anzug/Sakko kann man nur ein helles Hemd anziehen, sonst sehe das zu sehr nach Security aus. Außerdem sollte man nie braune Schuhe zu schwarzem Anzug tragen, denn das würde nach „Ostmafioso“ aussehen (vgl. TB).

Die Frauen hingegen, hörte ich oft, kleiden sich im „Lady-Business-Look“, also Hemd und Pullover, was von den selbst elegant gekleideten Männern als sehr weiblich wahrgenommen wird. Außerdem werden Bluse, Blazer und Rock getragen. Nach genauerer Nachfrage wurde hinzugefügt, dass auch eine Hose für eine Frau elegant sein kann.

Ich hörte, dass es Männern gefällt, wenn sich Frauen eleganter und „bedachter“ kleiden. Von einem legerer gekleideten Studenten hörte ich, dass die Frauen sehr „aufgetackelt, voll geschminkt und hergerichtet“ (TB) sind. Er brachte das in Verbindung mit dem Image gepflegter Frauen. Optisch gefällt ihm das auch, obwohl der Idealfall eine Naturschönheit wäre (vgl. TB). Von legerer gekleideten Frauen hörte ich, dass diese eleganteren Frauen als „Tussen“ beschrieben werden. Sie tragen hohe Schuhe und sehr kurze Röcke, wobei nicht die

Funktionalität, sondern das Aussehen im Vordergrund steht. Eine Informantin z.B. meinte mit in Falten gelegter Stirn: „Die frieren sicher im Winter! Es geht mehr ums Aussehen“ (TB).

Diese Studentinnen tragen auch fast alle Handtaschen derselben Marke. Ein legerer Student findet dieses „Taschen-Phänomen“ eigentlich gut, da diese Taschen dezent sind, aber es sei eben uniform (vgl. TB).

Ute, mit ihrem eleganten Business-Look, wählt für das Juridicum meist schwarze Bleistiftröcke, wobei eventuell ein bisschen Orange dabei ist, z.B. durch Maschen. Wenn sie eine Jeans anzieht, ist das eher ein Zufall. Außerdem trägt sie Blusen z.B. aus Viskose oder dünner Seide, wo man ein bisschen durchsieht und vielleicht ein Sakko. An Kleidern, die sie auch manchmal anzieht, schätzt sie, dass sie einfacher zu tragen sind, weil es praktischerweise nur ein Kleidungsstück ist. „Da braucht man nur in den Kasten reingreifen, eins herausnehmen und fertig.“ (Ute: 1) Zu Röcken und Kleidern zieht sie schwarze, blickdichte Nylon-Strumpfhosen an. Eine dicke Wollstrumpfhose würde sie nicht anziehen, weil sie damit dicker ausschauen würde. Stiefel und kurze Hose findet sie seltsam, da sie meint, dass das nicht zusammenpasst, weshalb sie das nie anziehen würde. Kurze Hose zieht sie nur im Sommer an, und Strumpfhose im Winter. Farblich dominiert bei ihr Cremeweiß, Beige, Schwarz und Grau. Sie trägt lieber neutrale Farben (vgl. Ute: 1ff) „Das einzige das bei mir farbig sein darf, sind die Fingernägel und Schals [...]“ (Ute: 1).

Es besteht die verbreitete Annahme, dass die Student_innen, die sich leger kleiden, „wirklich zum Lernen“ (TB) an die Fakultät, das Juridicum, kommen. Diese sieht man in Vorlesungen, Übungen, auf der Bibliothek und in den Lesesälen. Über die Eleganten wird gesagt: „die sieht man nicht in Vorlesungen, die sitzen nur in der Cafeteria herum“ (TB). Nach meinen Beobachtungen sieht man tatsächlich überwiegend elegant gekleidete Student_innen in der Cafeteria, die wiederum in den Lesesälen eher die Minderheit darstellen.

Generell sind alle Studierenden der Rechtswissenschaften der Meinung, dass Sportgewand am Juridicum unpassend ist, während die Annahme vorherrscht, dass für die Hauptuniversität sportliche Kleidung normal ist. Ute würde sich damit lächerlich vorkommen (vgl. Ute: 3), und Birk bemerkt, dass diese Kleidungsart im universitären Kontext eine gewisse Beiläufigkeit vermitteln würde (vgl. Birk: 4).

Durch diese bestimmten beschriebenen Merkmale, mit denen sich die als „typisch Jus“-bezeichneten Student_innen von ihren legerer gekleideten Kolleg_innen abheben, sind sie leicht und schon von weitem zu erkennen.

Kleidungsveränderungen durch das Studium

Birk erzählte, dass er Hip Hopper war, bis er mit seinem Studium begonnen hat. Dann begann er, sich am Juridicum als einem Ort, an dem er nun viel Zeit verbrachte, in seiner gewohnten Kleidung nicht mehr wohlfühlen. Er hat sich schließlich angepasst und vertritt nun - im Gegensatz zu seinem vorherigen lockeren Auftreten - ein gepflegtes, ordentliches Erscheinungsbild mit dezenteren Farben. Dies geschehe im Hinblick auf seinen angestrebten Beruf als Anwalt, wo man sich als solcher eher im Hintergrund halten sollte, daher auch die unauffällige Farbwahl (vgl. Birk: 1-6). Eine Studentin, die sich gerne immer elegant anzieht, hat beobachtet, dass sich Jugendliche, sprich die Studienanfänger_innen, mit Jeans, Pullover und T-Shirt kleiden, während Höhersemestrige eleganter gekleidet sind (vgl. TB). Auch andere Student_innen haben bemerkt, dass ein gewisser Wandel in Richtung Anpassung stattfindet, der sich in den ersten Semestern - meist schon im ersten Semester - vollzieht. So kann man davon ausgehen, dass ein/e Student_in mit Dreadlocks-Haaren gerade erst zu studieren begonnen hat. Allerdings gibt es auch unter den schon länger Studierenden leger gekleidete Frauen und Männer.

Daren meinte:

„In den Vorlesungen gibt es alles buntgemischt vom Kleidungsstil her, aber ich bin auch erst im ersten Semester. In den ersten Semestern sind *alle*¹¹, da wurde noch nicht ausgesondert, was hoffentlich nicht an der Kleidung, sondern an der Person liegt“ (Daren: 2).

Der Umstand, dass es üblich ist, einem gewissen Dress-Code für mündliche Prüfungen nachzukommen, gelangt nicht immer gleich im 1. Semester zu allen Ohren. Ein Student (1. Semester) in Anzug berichtete, dass ein Freund ihm gesagt hätte, er müsse im Anzug zur Prüfung kommen. Es war seine erste mündliche Prüfung und er war schließlich der einzige, der mit Anzug bekleidet war (die anderen Student_innen kamen legerer gekleidet, in Jeans und Kapuzenpullover). Das könnte ihm aber einen Vorteil verschafft haben, denn viele selbst

¹¹ Besondere Betonung im Interview

konservativ gekleidete Professoren fordern diese Kleidung von ihren Prüflingen. Obwohl er zuwenig gelernt hatte und die Fragen nicht ausreichend beantworten konnte, wollte ihn der Professor nicht durchfallen lassen, und hat ihm so geholfen, dass er die Prüfung letztendlich positiv bestanden hat (vgl. TB). Die Anpassung entwickelt sich also mit der Zeit, wenn man allgemeine Prüfungswochen miterlebt und gesehen hat, dass sich alle anderen entsprechend anziehen.

Situationsabhängige Kleidung: Universität versus Freizeit

Welche Bedeutungen Kleidung gegeben werden, kann davon abhängen, für welche Situation sie gedacht ist. Birk zieht auch in der Freizeit gerne Anzüge an, greift hier aber zu anderen, auffälligeren Schnitten im Gegensatz zu den „Uni-tauglichen“ schlichteren Varianten (vgl. Birk: 2). Ein weiterer Student (7. Semester), der eine solche Unterteilung andeutete, zieht Hemden eher zum Ausgehen an. Sonst trägt er selten Hemden, und zwar aus dem Grund, weil er keinen Status zu zeigen hätte (vgl. TB). Ute hat auch gehört, dass viele Studenten Hemden auf Partys anziehen (vgl. Ute: 3). Von einem anderen höhersemestrigen Studenten hörte ich, dass er da keinen Unterschied macht. Er zieht immer dasselbe an, z.B. Hemden am Juridicum und in seiner Freizeit (vgl. TB). Aber nicht nur bei den Männern kommt die Unterteilung in Beruf und Freizeit vor. Ute betont, dass sie sich für das Juridicum schöner anzieht. Trägt sie sonst z.B. auch Jeans, stellt das in ihrem Studier-Alltag eher eine Ausnahme dar, wo sie lieber nur schwarze Bleistiftröcke trägt (vgl. Ute: 1). Es gibt alle Varianten: legere Kleidung - Jeans und T-Shirt - für die Universität und die Freizeit, legere Kleidung für die Universität, aber Hemden beim Ausgehen, Hemden an der Universität und in der Freizeit, sowie seriösere Kleidung für die Universität, aber lockerere für die Freizeit.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Mehrheit der Befragten einen Unterschied zwischen Studium und Freizeit machen, auch wenn es sich nur um feine Differenzen handelt, welche Kleidung sie nur da oder nur dort anziehen würden. Else, die erklärt, dass sie zwischen diesen Bereichen unterscheidet, würde z.B. kein Kleid für die Universität anziehen (vgl. Else: 4). Daren, der Anzüge sehr gerne hat, zieht sie aber eher für bestimmte Anlässe an. Normalerweise zieht er Hemden am Juridicum an. Als er aber einmal unabsichtlich mit

Kapuzenpullover und Jogginghose erschien, fand er das auch o.k., sogar sehr gemütlich (vgl. Daren: 1-4).

Anzüge als fixer Bestandteil der Prüfungswochen

Bei den mündlichen Prüfungen zeigt sich bei allen Studierenden der Rechtswissenschaften eine vestimentäre Steigerungsform. Wie ich von Anfang an immer wieder gehört habe und mir in den Interviews bestätigt wurde, herrscht bei diesem spezifischen Anlass ein bestimmter Dress Code. Ute betont, dass die Männer wirklich alle im Anzug zur Prüfung kommen. In T-Shirt und Jeans würde man bei diesem Anlass negativ auffallen. Dem fügt sie hinzu, dass sie nicht weiß, warum das so gemacht wird, „aber es macht einfach jeder so“ (Ute.: 1f). Es kursiert das Gerücht, dass ein Student ohne Anzug schwerer bei einer Prüfung durchkommt.

Nach den Aussagen der Interviewpartner_innen und meinen teilnehmenden Beobachtungen tragen außerhalb der Prüfungswochen nur wenige Männer Anzüge (ca. 3-5%). Das heißt aber nicht, dass es nicht erlaubt ist oder besonders auffallen würde, einen Anzug zu tragen, denn es kann vorkommen, dass ein Student direkt von einer Arbeit kommt, wo diese Kleidungsart vorausgesetzt wird. Ute kennt einige Kollegen, die bei Rechtsanwälten arbeiten und am Abend nach der Arbeit ins Juridicum kommen. Aber gleichzeitig meint sie, dass für eine Prüfung glänzende Schuhe, eine elegante Hose und Hemd normal sind, aber so gekleidet zum Lernen an das Juridicum zu kommen, wäre „zu viel“ (vgl. Ute: 3).

Anders sieht es in Prüfungswochen aus. Da wurde mir von allen Seiten bestätigt, was ich auch selbst nicht hätte übersehen können, dass sich am Juridicum überall Anzüge tummeln. Wo ich hinsah, waren schwarze Anzüge und Anzughosen, schwarze Herrenschuhe, weiße Hemden und neutrale Krawatten. Bei den Frauen fielen mir auch einige sehr elegant gekleidete und geschminkte Studentinnen auf, mit Perlenketten und viel Make-up. Sie ziehen für die Prüfung knielange Röcke, Bluse und Blazer an, was Ute als „büromäßig“ (Ute: 2) beschreibt. Aber die Männer mit ihrem sehr uniformen Auftreten dominierten das Bild. Mit Sätzen wie „Das habe ich sonst nicht an“ (TB) wird von einigen Studenten versucht, dieses bestimmte Auftreten zu relativieren. Allerdings handelt es sich hier nicht um die schriftlichen, sondern nur um die mündlichen Prüfungen der Rechtswissenschaften. Von Birk hörte ich, dass es in Hinblick auf

den angestrebten Beruf als Anwalt wichtig ist, sich an die Vorschriften anzupassen und sich deshalb möglichst seriös zu kleiden, also Anzug, Krawatte und Herrenschuhe. Es wird ein gewisses Auftreten erwartet, und es sei das Beste, dem zu entsprechen (vgl. Birk: 1-6). Ich erfuhr, dass Anzug und Krawatte als bestimmter Dress-Code und Kleidungsstil beschrieben wird, der für einen guten ersten Eindruck sorgen soll. Außerdem soll damit gezeigt werden, dass die Prüfung ernst genommen wird. Von einem Studenten (5. Semester) in rot-weiß-kariertem Hemd, der gerade nach einer mündlichen Prüfung in der Cafeteria saß, hörte ich, dass sein Hemd für seine Umstände schon ein „aufgebrezeltes“ Erscheinen ist. Normalerweise zieht er sich leger an, mit T-Shirt und Jeans. In einem Hemd wird man anders wahrgenommen, genauer gesagt wird er von - wie er sagte - „hochnäsigen“- Kolleg_innen mehr beachtet, die einem nur Aufmerksamkeit schenken, wenn man ein Hemd trägt (vgl. TB).

Welche Bedeutungen Kleidung allgemein gegeben werden

Generell messen die Rechtswissenschafts-Studierenden Kleidung eine wichtige Bedeutung zu. Von manchen habe ich zwar gehört, dass sie es nicht wichtig finden, aber sie merken, dass Kleidung bewertet wird, und sie würden auch nicht alles anziehen. Als Bedeutung wird insgesamt Folgendes genannt: Funktionalität, Ausdruck der Persönlichkeit, (Gruppen-) Zugehörigkeit, Darstellung, es werden Aussagen gemacht, Statussymbole (Marken, Hemden etc.), Anpassung an Standards/Vorschriften/Konventionen und Einstufung nach der Kleidung.

Für Ute, die nebenbei beim Juwelier arbeitet, ist Kleidung nicht nur etwas zum Anziehen, sondern schon auch etwas Persönliches. Sie kleidet sich immer auf dieselbe Art und pflegt somit mit ihrem eleganten Business-Look eine klare Linie, wobei sie auch zugibt, dass sie sich für das Juridicum schöner anzieht (vgl. Ute: 1). Heidrun findet Kleidung schon wichtig, aber nicht allzu wichtig. Sie unterscheidet zwischen normal, furchtbar und übertrieben gekleideten Rechtswissenschaft-Studierenden. Zu den „Normalen“ würde sie sich selbst zählen, wirklich „furchtbar“¹² findet sie Kolleg_innen, „[...] die überhaupt keinen Stil und Geschmack haben“ (Heidrun: 2), bekleidet z.B. mit Jeans und Turnschuhen, nicht Sneakers, sondern richtigen Turnschuhen, und vielleicht noch einem Strickpullover; und dann gibt es welche, die nicht schlecht, aber das andere Gegenteil, zu „übertrieben“, zu gut, over-dressed

¹² wurde im Interview besonders betont

gekleidet sind (ebd.). „Für das Juridicum ist es normal, aber ...“ (ebd.: 5). Zum Beispiel sieht man „[...] Frauen in hohen Schuhen ... wirklich hohen Absätzen ... mit Bleistiftabsätzen. Und dann so ein Täschchen zum ausbalancieren“ (ebd.: 2). Für Else liegt die Bedeutung von Kleidung hauptsächlich darin, dass man etwas anhat, aber sie überlegt sich auch, *was* sie anzieht. Sie war immer sehr beeinflusst von rundherum, aber jetzt hat sie endlich die Bekleidung gefunden, in der sie sich wohl fühlt, und das zieht sie nun immer an. Sie wird am Juridicum - auch von Leuten die sie kennen - als „die Assel“¹³ bezeichnet, was sie als Kompliment nimmt, denn sie ist lieber eine Assel als eine „Stöckelschuh- und Rockträgerin“ (Else: 3). Für Birk hat Kleidung die Bedeutung vom „Ausdruck der Persönlichkeit“ (Birk: 1). Er erklärt, dass Bekleidung Zugehörigkeitsgefühle ausdrückt und eine Anpassung an gewisse Standards. Man zieht sich den Umständen entsprechend an, je nach Situation, was man erreichen will. Kleidungsfarben hingegen haben keine Bedeutung für ihn, er betrachtet sie rein ästhetisch (vgl. Birk: 1ff). Yan und Daren betonen, wie Else, die reine Funktionalität. Für die beiden Studenten hat Kleidung nicht wirklich eine Bedeutung. Yan ist Kleidung nicht wichtig und er achtet auch nicht darauf (vgl. Yan: 1), während Daren meint, dass schon eine gewisse Darstellung mit Kleidung einhergeht, auch wie man seine Haare oder als Frau Make-up trägt. Allerdings kauft er sich seine Kleidung nicht selbst, sondern bekommt fast alles geschenkt, wie Hemden, Krawatten und Anzüge (vgl. Daren: 1).

Die überwiegende Mehrheit will nicht mit ihrer Kleidung auffallen. Von einem Studenten, der ein legereres Hemd und eine schwarze Jeans anhatte, hörte ich, dass ihm Kleidung gar nicht langweilig genug sein kann. Er findet das bieder, was er willkommen heißt, denn er möchte sich wie ein britischer Gentleman kleiden. Er möchte nicht durch Kleidung, sondern durch seine Persönlichkeit auffallen (vgl. TB). Ein anderer Student im Business-Look (Sakko und elegante, schwarze Schuhe), gab an, für das Juridicum immer nur Hemden zu tragen, weil sie ihm gut gefallen. Hemden geben ein gewisses Statement ab: elegant, schön, gepflegt. Es geht darum, dass man sieht, dass sich die Studierenden der Rechtswissenschaften Gedanken über ihr Äußeres machen, damit sie gepflegt aussehen, und damit sie, wenn sie aus dem Juridicum herauskommen, nicht „irgendwie dahergekommen“ (TB), sondern so aussehen, dass man sie ernst nimmt (vgl. TB). Außerdem habe ich gehört, dass man „mit eleganter

¹³ Inspiriert vom Kriebtier „Assel“ haben Studienkolleg_innen Else aufgrund ihres Kleidungsstils - legere, weitere Schnitte als konträr zum weiblichen Stil mit Rock und Stöckelschuhen - diesen Namen gegeben.

Kleidung ernster wirkt¹⁴, wenn man nicht so schlampig daherkommt, da wird sonst auf die Eigenschaften geschlossen, dass er [der/die Student_in, Anm. A.Z.] unordentlich ist“ (TB). Eine Studentin (1. Semester), in hohen schwarzen Schuhen mit Bleistiftabsatz, eleganter schwarzer Lederjacke und dazu passender schwarzer Ledertasche, erklärt, dass sie sich selbst eher elegant kleidet, mit Jeans und Bluse, was sie mit „gut-bürgerlich“ (TB) verbindet. Damit möchte sie einen gewissen Status verkörpern, und zwar „nicht die untere Schicht“. Die Studentin zitiert mir „Kleider machen Leute“ und erklärt, dass sie gepflegt aussehen möchte, denn nach diesem gewissen Stil werde auf Aufrichtigkeit geschlossen. Wenn man im Gegensatz dazu zerzaust aussieht, wirke das nicht seriös. Es zeige eine innere Haltung. Eine - wie sie meint - „Gammelhaltung“ würde auf jemanden hinweisen, „der beim Studium alles schleifen lässt“ (TB), und wenn man auf sich achtet, zeigt das eher, dass man sich weiterbildet etc. (vgl. TB).

2.1.2 Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie

Kleidungsstile von „Leger“ bis zum „Ethno-Look“

Bei Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie denken viele stereotyp an sehr alternativ gekleidete Personen, bunt gekleidet und mit Dreadlocks. Wenn man sich aber heutzutage bei diesen Student_innen umsieht, schaut es vielfältiger aus. Ich habe beobachtet, gehört und mir wurde in Interviews bestätigt, dass viele schlicht und leger gekleidete Student_innen die Mehrheit darstellen. Die Kleidungsstile der Kultur- und Sozialanthropologie-Student_innen werden in der Innensicht, also unter den Studienangehörigen selbst, als sehr differenziert wahrgenommen, während sie in der Außensicht von Rechtswissenschafts-Student_innen, im Gegensatz zu ihnen, einfach als viel lockerer gekleidet beschrieben werden.

Während die Rechtswissenschafts-Student_innen einen ganz bestimmten Kleidungsstil visualisieren, wenn sie an die Hauptuniversität denken, so beschreiben die Kultur- und Sozialanthropologie-Student_innen, ihre Studien-Kolleg_innen folgendermaßen:

Leger, durchschnittlich, unauffällig, bunt - aber keine zu grellen, auffälligen Farben, verrückt, (Hippie-mäßig) locker, gekleidet mit „Sachen aus der Welt“ (TB), einigermaßen modisch und

¹⁴ Informantin bekommt einen ernsteren Gesichtsausdruck, Anm. A.Z.

jugendlicher Stil (sagen eher die Studienanfänger_innen) versus gar nicht modisch (sagen eher Höhersemestrierte), Fair-Trade-Kleidung bis Kleidung aus den gängigen großen Modeketten. Außerdem sieht man Studierende im Ethnostil und ganz selten junge Punks mit zerrissenem Gewand und gefärbten Haaren. Eine Studentin mit Dreadlocks meinte, dass die Student_innen am Institut sehr alternativ bzw. „öko“ sind (vgl. TB). Dreadlocks sieht man auch immer wieder. Außerdem werden Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie allgemein als „gemütlicher“ gekleidet beschrieben, wobei mir von einer Studentin (3. Semester) erklärt wurde: „Bei KSA¹⁵ laufen alle herum wie die Sandler ... stimmt doch! [lacht]“ (TB).

So wird von sehr differenzierten Kleidungsstilen erzählt, wobei allgemein die leger und alternativ gekleideten Studierenden vermehrt genannt werden, während von den Studienanfänger_innen mehr der Mode- und teilweise auch der Eleganz-Aspekt mit hinein gebracht wird.

Rosina hat die Bekleidungstendenzen der Studierenden der Kultur- und Sozial- anthropologie folgendermaßen beschrieben:

„Es gibt sehr viele die normal ausschauen, so wie es die Durchschnittsbevölkerung als normal befinden würde. Jeans und T-Shirt, so ein bisschen der Stereotyp von Studenten. Dann diese Ökos, von denen wir so vorurteilsmäßig glauben, dass die so in Leinen herumlaufen, da gibt es gar nicht so viele, kommt mir vor. [...] Ich glaube es gibt an unserem Institut mehr Leute mit falschen Fingernägeln als Dreads. Das sind halt die zwei Extreme die wir hier haben. Es gibt halt die einen, die klassisch, wie soll ich sagen, halt falsche Fingernägel und Glitzerzeug tragen. Auf der KSA [Kultur- und Sozialanthropologie, Anm. A.Z.] gibt es verhältnismäßig wenig Glitzer, viel weniger kommt mir vor als bei den ganzen WU-Leuten und so [Wirtschafts- und Rechtswissenschafts-Studierende, Anm. A.Z.]“ (Rosina :3f).

Clementia (3. Semester) wäre ein Beispiel für die vereinzelt Studentinnen, die weder in „Jeans und T-Shirt“, noch „alternativer“ gekleidet an das Institut kommen. Sie meint, dass man am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie *schlicht* gekleidet ist, während sie ihren eigenen Kleidungsstil als „tussig“ bezeichnet. Sie hat blond gefärbte Haare, schminkt sich

¹⁵ Kultur- und Sozialanthropologie

gerne stärker und kauft am liebsten Markenkleidung, wofür sie sich aber schämt. Auf meine Frage hin, was sie normalerweise anhat, wenn sie auf das Institut kommt, antwortet sie:

„Nicht so stereotyp, oft Rock und Strumpfhosen, und Stiefel im Winter. Im Sommer Sandalen. Eher Stiefel und Röcke. [Und oben?] Blazer oft in der Übergangszeit, im Sommer schlichte Oberteile, für die KSA nicht zu auffällig, und im Winter Pullover, Blusen ... Blusen habe ich gerne, viele Schichten“ (Clementia: 2).

Mit „nicht so stereotyp“ meinte sie, dass es auffällt, wenn sie mit Rock und Stiefeln in einen Seminarraum kommt und alle anderen Jeans und flache Schuhe tragen. Clementia entscheidet je nach Situation, was sie anzieht, wobei es darauf ankommt, ob sie Personen trifft, die sie kennt oder nicht. Wenn sie in ein Seminar geht, wo sie von ihren Kolleg_innen schon gekannt wird, „[...] dann ist es mir egal, dann zieh ich auch Rock an, wenn sie mich nicht kennen, zieh ich mich lieber neutral an. Also Jeans, nicht unbedingt einen Rock“ (Clementia: 2). Ihr Lieblingsgewand, worin sie sich am wohlsten fühlt, sind gut sitzende, vorteilhafte Kleider mit Sandalen im Sommer, die sie allerdings lieber nur im Alltag und nicht auf der Universität anzieht, und im Winter Rock und Stiefel. Besondere Ohringe wären ihr auch zu auffällig für die Universität. Sie mag den Ethnostil, findet aber, dass er mit ihrem Kleidungsstil nicht zusammenpasst (ebd.: 2f).

Weiter berichteten höhersemestrige, legerer gekleidete Studierende, dass es ihnen wichtig ist, sich neutral zu kleiden, um nicht aufzufallen. Eine Studentin (9. Semester), die auch dieser Meinung ist, erzählte mir, dass sie - wie sie sagt - zwei Rollen hat, denn sie unterscheidet zwischen Studium und Freizeit. Wenn sie auf das Institut kommt, schminkt sie sich nicht, trägt nur flache Sportschuhe oder flache Stiefel, keine hohen Schuhe oder schönen Lederstiefel. Außerdem einen Pullover und keine körperbetonte Kleidung, denn sie will nicht angestarrt werden, sondern ruhig und konzentriert studieren. Für ein Referat zieht sie sich etwas „schicker“ an und schminkt sich auch leicht. Wenn sie allerdings Freizeit hat und z.B. in ein elegantes Lokal ausgeht, achtet sie auf körperbetonte Schnitte. Sie zieht dann auch gerne bunte, „positive“ Kleidung an, wobei sie besonders gerne Pink trägt, da es für sie eine energiespendende Farbe ist, während sie nie nur dunkle Kleidung anziehen würde (vgl. TB).

Generell wird übertriebene Kleidung, wie z.B. Ballkleidung oder der „Schickimicki-Look“ vermieden, während Sportkleidung normalerweise auch nicht am Institut getragen wird.

Der alternative Ethnostil

Rosina meint, dass der Kultur- und Sozialanthropologie-Stereotyp alternative Kleidung darstellt, wobei sie selbst nicht dieser Meinung ist, da man nur wenige sieht (vgl. Rosina: 5). Sie trägt bunt gefärbte Haare und zieht hauptsächlich bunte, selbst-genähte Kleidung an. Rosina hat schon erlebt, dass Kolleg_innen meinen, sie sehe nicht wie eine Kultur- und Sozialanthropologie-Studentin aus, sondern mehr wie eine Künstlerin oder Modestudentin. Dass sie angeblich „falsch“ für Kultur- und Sozialanthropologie gekleidet sei, hat sie sehr überrascht, obwohl sie wirklich aus einer Kunstschule kommt. Sie schließt daraus, dass die „erlaubte“ Kleidung am Institut alternativ eher im Sinne von „hippie-mäßig“ ist, wobei sie schon von mehreren Kolleg_innen gehört hat, dass sie die Hippie-Szene schrecklich finden bzw. sich selbst nicht so kleiden würden (ebd.: 4f).

Germar, der sich zu keiner Gruppe zugehörig zeigen möchte, erklärt:

„Z.B. gibt es da die KSA-Studenten, die erkennt man schon an der Kleidung, ah - die studieren KSA. Meist haben die halt nicht-europäische Kleidungsstücke, vielleicht ein Stirnband oder so, [...], meist mehrere verschiedene Farben, viele Muster, nicht nur Streifen, sondern auch Kreise und so, buntere Muster, wenn ich es dir zeigen würde, würdest du es sofort erkennen, das wäre ganz einfach. Die KSA-Leute kann man sofort erkennen“ (Germar: 2).

Eine alternativ gekleidete Studentin meinte, dass sie überrascht war, wie viele Studierende sich hier am Institut - wie sie meint - oberflächlich kleiden. Damit denkt sie z.B. an Make-up und dazu schöne Ohringe, bzw. allgemein mit der Mode gehend. Sie hat aber auch schon viele lustig und verrückt gekleidete Kolleg_innen beobachtet. Ihr ist schon so manche herausstechende Kleidung aufgefallen, was vielleicht damit zusammenhängt, dass Kultur- und Sozialanthropologie ein weltoffenes Fach ist. Sie hat schon viele „schräge Leute“ (TB) gesehen (z.B. mit einer lustigen Brille). Ihren eigenen Stil beschreibt sie als „gemütlich“, meist mit Hose und Pullover, und sie trägt gerne bunte Farben, denn Farben sind ihr wichtig. Blusen findet sie nicht so gemütlich und zieht sie daher nur zu speziellen Anlässen an. Gemütlichkeit hat bei ihr große Bedeutung, darum würde sie auch nicht freiwillig Stöckelschuhe anziehen (vgl. TB).

Tomaso verbindet Ethnostil mit Menschen, die gerne Goamusik¹⁶ hören, und der Goa-Szene, da er auf Goa-Partys schon viele Menschen gesehen hat, die sich so kleiden. Die Rede ist von Kleidung, die man in sogenannten Ethno-Geschäften bekommt. Sie ist bunt und es gehören dazu spezielle Stoff-Hosen wie die arabischen Hosen, welche bis zu den Knien herunterhängen, Kapuzen mit langen Zipfeln und Pullover, die aus vielen verschiedenen Teilen zusammengenäht sind. Er meint, dass man verglichen mit dem Orientalistik-Studium viel mehr Studentinnen und Studenten im Ethnostil am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie sieht. Er könnte nicht sagen, wie viele es im Verhältnis sind, aber genug, dass es auffällt (vgl. Tomaso: 3f). Gilda zählt zum Ethnostil dicke Strickpullover, die mit vielen kräftigen, bunten Farben (Rot/Orange/Gelb/Blau) gestreift und sehr teuer sind. Diese kauft man einmal und hat sie dann sein Leben lang. Damit verbindet sie außerdem eine „stark revoltierende Natur“ (Gilda: 3) und faires Handeln. Manche Studierenden haben Dreadlocks oder Zöpfe und bunte Bänder in die Haare geflochten, die oft durcheinander getragen werden (ebd.). Eine Studentin mit Dreadlocks beschreibt den Ethno-Look als „Zaubergewand“ oder „Fantasy-Kleidung“. Auch von ihr werden Mützen und Kapuzen mit langen spitzen Zipfeln und „typische Kleidung aus Ethno-Shops“ erwähnt (vgl. TB).

Clementia, die der Meinung ist, dass Kleidungsfarben etwas über die Persönlichkeit ausdrücken, hat beobachtet, dass bei alternativ gekleideten Student_innen z.B. eher Grün- und Gelbtöne verbreitet sind, während sie diesen Tönen „weiblichere Farben“ wie Pink oder Glitzerndes als Extrem gegenüberstellt (vgl. Clementia: 1). Sonst wurden mit Ethnostil allgemein bunte Farben in Verbindung gebracht. Wobei es auch im alternativen Bereich punkto Farben Grenzen gibt, wie wir an Rosinas Beispiel gesehen haben.

„Manche Leute haben diesen coolen Stil, ich bewunder das auch ur, von den Farben her anders als ich, nicht so tussig mit rosa und grau, sondern eher grün, gelb, die Hosen und die Oberteile, ich könnt das nicht mit meinen Sachen kombinieren, das würde wohl lächerlich aussehen an mir, meist so dieses lockere, dieser typische Ethnostil, ganz lockere Pluder-Hosen, langärmelige ... alles so wallendes Gewand eher, nicht formschön, enganliegend. Vom Stil her finde ich es super, aber es passt nicht zu mir“ (Clementia: 3).

¹⁶ eine bestimmte elektronische Musik-Richtung

Kleidungsveränderungen durch das Studium

Von Studierenden im anfänglichen Studienstadium, die Kolleg_innen mit „T-Shirt und Jeans“ als Mehrheit beobachtet haben, hörte ich, dass sich von der Kleidung her nicht viel verändert haben soll nach der Schule. Es kommt tendenziell darauf an, von welcher Schule man kommt, denn von anderen Studienanfänger_innen hörte ich, dass sie es sehr angenehm finden, dass sich die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie so leger anziehen, da sie von Schulen kommen, an denen sehr auf Kleidung geachtet und auch danach bewertet wird. Dort haben auch Marken einen großen Wert. Wenn man keine Markenkleidung trug, wurde man ausgeschlossen. Von einer Studentin, die ähnliche Erfahrungen hatte, hörte ich „wenn ich da [in der Schule, Anm. A.Z.] so einen lila Pulli angehabt hätte, wäre ich gefragt worden, ob ich krank bin. Hier [am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie, Anm. A.Z.] kann man sich so anziehen wie man wirklich ist“ (TB). Von einer anderen Studienanfängerin hörte ich, dass sie sich seit Studienbeginn lockerer anzieht, was auch mit ihrer Persönlichkeit zusammenhängt, da sie jetzt alles lockerer angeht (vgl. TB).

Tomaso, der gerne weite Hosen und bunte T-Shirts trägt, hat gewisse Veränderungen hin zur Seriosität (z.B. durch engerer Hosen) bei seinen Kolleg_innen beobachtet. „Ich habe schon Entwicklungen wahrgenommen vom Studienanfang bis jetzt, dass manche, die auch gearbeitet haben, sehr viel seriöser geworden sind von der Kleidung her. Manche sind mit der Zeit seriöser geworden, manche haben sich gar nicht verändert“ (Tomaso: 3). Er verbindet Seriosität mit „Erwachsen-Werden“, wobei eine bestimmte Kleidung als dazugehörend angesehen werde, und er glaubt, dass es sich hierbei um einen Prozess handelt.

„Da geht es sehr darum, was andere Leute unter seriös verstehen, dass man ernst genommen wird, nicht nur als Student, sondern auch schon als Wissenschaftler. Wenn man in einem Büro arbeitet, zieht man sich auch seriöser an, engere Hosen, T-Shirt, Hemden, Sakko. Wenn man auf die WU oder so geht, ist das vielleicht normal, wenn man mit Hemd und Sakko auf die Uni geht, aber ich mach das nicht. Ich glaube schon, dass es eine Entwicklung hin zur Seriosität gibt. Dass ich gerne weite Hosen anzieh`, kommt bei mir aus der Skater-Hip Hop-Bewegung. Dann war klar, wo man hingehört. Ich wohne in St. Pölten, schon eine kleinere Stadt. Man macht schon ein gewisses soziales Statement mit Kleidung. Die Eltern haben sich aufgeregt“ (Tomaso: 3).

Zum Thema Seriosität und Farben meint Rosina, die mit ihren bunt gefärbten Haaren auch in einem grauen Kostüm nicht als konservativ gelten würde, dass auch bunte Farben seriös sein können, wobei die Grenze dort beginnt, wo sehr viele bunte Farben kombiniert werden. Nach ihren Aussagen wären ein schwarzer Anzug und eine rote Bluse wahrscheinlich eine der wenigen „bunten Kombinationen“, die akzeptiert werden, wenn man ernst genommen werden möchte (vgl. Rosina: 3, 8).

Abgrenzung zum „typischen Jus-Kleidungsstil“

Auffällig ist, dass bei den Beschreibungen häufig Bezug auf „den kontrastären Kleidungsstil der Rechtswissenschafts-Studierenden“, den „typischen Jus-Kleidungsstil“¹⁷, genommen wird (ohne, dass ich die Studierenden der anderen Fachrichtung erwähnt habe!). Der Unterschied wird stark betont. So werden die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie als eher alternativ beschrieben und als nicht konservativ, wie es Standard am Juridicum ist. Außerdem wurde mir berichtet, dass die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie nicht gestylt, sondern „irgendwie gekleidet“ (TB) sind; lässiger und lockerer bzw. legerer als z.B. die Student_innen am Juridicum, die man eher mit Markenkleidung in Verbindung bringt. Es würde von Rechtswissenschafts-Studierenden sehr viel Geld nur für Prestige ausgegeben werden, wobei es darum ginge, „das Geld nach außen zu zeigen“. Im Gegensatz dazu wird bemerkt, dass dies bei ihren Studien-Kolleg_innen am Kultur- und Sozialanthropologie-Institut nicht vorkommt, weil diesen Marken nicht so wichtig sind. Wobei - gerade bei den Studienanfänger_innen - schon immer wieder darauf hingewiesen wird, dass sie auch gelegentlich Markenkleidung kaufen, wenn sie nicht sehr teuer ist. Oder Schuhe einer bestimmten Marke, mit welcher eine bessere Qualität verbunden wird, oder schließlich Kleidung einer Marke, die besonders bunte und lebensfrohe Kleidung verkauft. Die Rechtswissenschafts-Student_innen werden außerdem beschrieben als durchgestylt, modischer bzw. mehr von der Mode verstehend, im Business-Look, mit Hemd, elegantem Pullover und Kragen darüber, sowie Blusen, und viele Frauen mit blondgefärbten Haaren. Tendenziell ist ein etwas unangenehmer Unterton bei diesen Beschreibungen wahrzunehmen. Eine Studentin der Kultur- und Sozialanthropologie, die auch ein Semester am Juridicum

¹⁷ Zitat aus der teilnehmenden Beobachtung (TB)

studiert hat, meinte, dass dort stark nach dem Aussehen bewertet wird. Sie sagt: Das Juridicum „ist mehr wie ein Laufsteg und Aufrissplatz“ (TB).

Germar vergleicht Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie mit Student_innen der Betriebswirtschafts-Lehre (BWL), die ähnlich sein sollen wie die Rechtswissenschafts-Studierenden, von denen er ebenfalls hörte, dass sie leicht zu erkennen seien, da sie „schicker“ gekleidet sind, was auch als „typisch BWL“ bezeichnet wird. Zu deren Kleidungsstil gehören, nach dem was er gehört hat:

„So Anzug und Hemd oder so, die Frauen Bluse, auch offener, zeigen mehr Busen und so hab ich gehört, das sieht billig aus. Hier würde das voll auffallen, billig ist halt tiefer Ausschnitt, eng anliegend. Hier gibt's so was nicht so. Es gibt schon auch bei uns Frauen die Röcke tragen, aber die sehen immer ganz vernünftig aus. Bis zum Knie ist es ok ... manche Frauen tragen Leggings und nichts drüber, das finde ich ganz komisch, hier habe ich das noch nie gesehen“ (Germar: 2).

Vereinzelt habe ich auch am Kultur- und Sozialanthropologie-Institut Studenten in Hemden beobachtet. Ein Student, der in seiner Freizeit und zum Studieren immer Hemden trägt, jedoch nicht in seiner Arbeit, wurde schon einmal in einem Seminar auf sein Hemd angesprochen, ob er denn ein „Spießer“ oder „Snob“ sei. Es kommt ihm vor, als ob er der einzige am Institut wäre, der Hemden trägt, aber sie gefallen ihm sehr gut. Er meint, dass es Geschmackssache ist (vgl. TB). Von einem anderen Studenten in Hemd, dem wichtig ist, dass nicht nach Kleidung beurteilt wird, hörte ich, dass er normalerweise keine Hemden trägt (vgl. TB). Hemden werden auch am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie mit gepflegtem Auftreten und Seriosität in Verbindung gebracht. Es geht darum zu zeigen, dass man sich „mehr Gedanken macht“ (TB). Es ist eine „schickere Art“ sich anzuziehen, ein „schönes“ Gewand, das besonders markiert und das man nicht immer, sondern zu bestimmten Anlässen wie Vorstellungsgesprächen oder vielleicht zu einer mündlichen Prüfung, wo man mit einem T-Shirt „underdressed“ wäre, anzieht. Für die Universität wird ein Hemd von Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie allgemein als zu formell angesehen.

Von Frauen hörte ich oft, dass sie bewusst nicht ganz elegant an das Institut kommen würden. Studienanfängerinnen meinten, dass sie sich eventuell vor Prüfungen „für ein gewisses

Auftreten“ elegant kleiden würden, „dass es so aussieht als ob man sich darum kümmert“ (TB).

Die Student_innen betonen außerdem, dass sie sich für die Universität nicht mit Anzug kleiden würden. Er wird als zu formell und unbequem bezeichnet und ist besonderen, festlichen Anlässen vorbehalten. Er entspricht nicht dem Standard „Student_in“, vor allem nicht beim Studium der Kultur- und Sozialanthropologie. Anzüge werden mit Status in Verbindung gebracht. Hier wäre das außergewöhnlich. Im Gegensatz dazu wird aufgezeigt, dass sich dies am Juridicum anders verhält.

Ich selbst habe am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie Anzüge nur bei Professoren beobachtet.

Welche Bedeutungen Kleidung allgemein gegeben werden

Die Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie messen Kleidung hauptsächlich eine wichtige Bedeutung zu, wobei manche auch sagen, dass es überhaupt keine Bedeutung für sie hat. Bei Kleidungsfarben ist es dasselbe: „keine Bedeutung“ bis hin zum Farb-Fetisch, wobei es auch vorkommt, dass Kleidung nicht und Farben schon als wichtig befunden werden, sowie umgekehrt. Aber auch Studentinnen und Studenten, die angeben, dem überhaupt keine Bedeutung zuzumessen, erzählen mir bei genauerer Nachfrage meinerseits, welche Kleidung sie gerne tragen, was sie vermeiden etc. Von manchen Studentinnen (schlicht sowie alternativ gekleidet) habe ich gehört, dass ihnen Kleidung allgemein wichtig ist, während es ihnen auf der Universität egal ist, da sie dort zum Lernen hingehen.

Genannt werden als Bedeutungen von Kleidung neben Funktionalität, Sauberkeit und gutem Zustand die Bedeutungen der Repräsentation, in Richtung Stil und Gruppen. Manche meinen, es wird Status gezeigt, andere wiederum sagen, dass kein Status gezeigt wird. Marken stehen für Prestige, sowie ich auch gehört habe, dass Kleidung allgemein Geld repräsentiert. Es geht um den persönlichen Ausdruck und optische Gründe, wie bei Frauen z.B. nicht dick auszusehen und sich zu gefallen. Kleidung soll allgemein nicht nur schön sein, gefallen und

passen, sondern man soll sich auch darin wohlfühlen, was Kleidungsarten, Formen, Farben und Materialität betrifft.

Allgemein geht es darum, sich selbst zu gestalten, wobei mittels Kleidung auch spezifische Aussagen gemacht werden (können), wie z.B. politische Statements, die auf T-Shirts gedruckt sind. Tomaso meint sogar, dass Kleidung immer ein soziales Statement abgibt (vgl. Tomaso: 3). Die alternativer gekleideten Studierenden betonen den Persönlichkeitsausdruck. Eine Studentin (1. Semester) nennt als Beispiel Rollkragen-tragende Personen, die vielleicht auch sonst eher verschlossen sind, „wobei man das nicht so allgemein sagen kann“ (TB).

Auch von anderen Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie hörte ich, dass man von Kleidung auf Menschen schließen kann, es sollte aber eine Person nicht nach der Kleidung beurteilt werden. Rosina meint: „Sie [die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie, Anm. A.Z.] müssten tolerant sein, was nicht heißt, dass sie es sind. Sie tun alle so und trotzdem starren sie wie die WU-Leute, das ist komplett wurscht. Aber sie sagen, dass es ihnen egal ist“ (Rosina: 4).

Es geht um Gruppenzugehörigkeit und darum, seine Identität und Individualität auszudrücken. Germar geht bei der Wahl seines Kleidungsstils so vor, dass er sich überlegt, welche Kleidung eine bestimmte Gruppe trägt, so dass er sich dann bewusst anderes anzieht, um zu keiner Gruppe gezählt zu werden. Er beschreibt seine Kleidung als neutral, ohne Aussage, denn er will nicht nach seiner Kleidung beurteilt oder eingeordnet werden. Er kategorisiert zwar selbst schon auch andere Personen nach der Kleidung, aber er lehnt dieses Verhalten ab (vgl. Germar: 1f).

Viele bevorzugen unauffällige Kleidung, also neutral und locker, damit sie in Ruhe ihrem Studium nachgehen können. Eine Studentin, der das auch wichtig ist und die auf der Universität nicht als hübsche Frau angesehen werden möchte, hat mir als Gegenbeispiel erzählt, dass sie auf Bibliotheken beobachtet hat, wie Frauen, die sehr herausputzt und körperbetont gekleidet und stärker geschminkt waren, kokett in den Gängen spazierten, dazu noch luftig ihre Haare nach hinten schmissen und dann schauten, ob ihnen Männer nachblicken würden. Für solche Frauen sei die Universität auch ein Ort zum „Männer-Kennenlernen“, während sie selbst sich hier nur auf das Lernen konzentrieren möchte (vgl. TB).

Die Student_innen, die unauffälligere Kleidungsfarben bevorzugen, sowie auch die Farb-Liebhaber_innen würden normalerweise keine besonders grellen oder Neon-Farben an der Universität anziehen. Ein Student meint: „da würde ich aussehen wie ein Leuchtmarker“ (TB). Manche Männer erzählten, dass sie keine pinke Kleidung anziehen würden, weil ihnen die Farbe zu feminin sei. Sie reflektierten das zwar, könnten die Farbe aber trotzdem nicht tragen. Finn erzählte, dass er auch nicht Violett tragen würde, weil das für ihn die Farbe für Weiblichkeit sei (vgl. Finn: 3). Ein anderer Student meinte, dass er schon Pink oder Violett anziehen würde, obwohl Pink eine traditionelle Frauenfarbe ist (vgl. TB). Obwohl die Männer einen Unterschied zwischen den Farben machen, welche sie als Männer tragen können, glauben sie nicht, dass Farben eine bewusste Wirkung haben.

Außerdem wurde mir berichtet, dass Kleidungsfarben allgemein nach Stimmungslage und/oder Wetter ausgesucht werden. Zum Beispiel hörte ich von einer Studentin, dass sie etwas Oranges oder Gelbes auswählt, wenn die Sonne scheint (vgl. TB). Von einer anderen Studentin erfuhr ich, dass sie zu etwas Blauem greift, wenn sie verwirrt ist, da sie der Meinung ist, dass Blau beruhigend auf sie wirkt (ebd.). Clementia findet, dass auch Kleidungsfarben eine Rolle spielen, wenn jemand z.B. einen alternativen oder besonders weiblichen Kleidungsstil pflegt (vgl. Clementia: 1). Rosina, die angibt einen (nicht sexuellen) Farb-Fetisch zu haben, entscheidet immer zuerst, nach welchen Farben sie sich fühlt, wählt dann die Farben, und erst danach die Kombination der Kleidungsstücke. Sie ist gerne bunt gekleidet, weil sie sich einfarbig gekleidet langweilig fühlt. Besonders bei grauem und trübem Wetter haben für sie fröhliche Farben eine große Bedeutung. Sie kommt aus einer Kunstschule, in der viele bunte Farben normal sind und knallbunt gefärbte Haare nicht überraschend auffallen würden. Dort sind alle sehr alternativ gekleidet und die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie würden daneben konservativ aussehen (vgl. Rosina: 1-7). Sie meint: „Wenn ich wirklich so rumlaufen würde wie ich wollte, würden mich alle für irre halten“ (Rosina: 1). Sie hat beobachtet, dass Farben und ihre Kombination eine mitentscheidende Rolle spielen, wie jemand wahrgenommen wird, denn „[...] wenn man bunt ist und gemustert schaut das einfach lächerlich aus, in den meisten Fällen wie ein 5 jähriges Kind. Dann wird man nicht ernst genommen von den Leuten deswegen [...]“ (ebd.: 1). Als Grafikerin wird man allerdings nicht ernst genommen, wenn man langweilig gekleidet ist, denn da müssen wieder andere Erwartungen erfüllt werden (ebd.: 2).

2.2 Ein Blick auf die historische Perspektive durch Professor_innen

In diesem Kapitel mache ich einen geschichtlichen Exkurs in die 1970er/1980er Jahre, als die heutigen Professor_innen der Rechtswissenschaften sowie der Kultur- und Sozialanthropologie noch selbst studierten. Ich versuche hier, anhand von Erzählungen der von mir befragten Professor_innen, Einblicke in das Bekleidungsverhalten der damaligen Studierenden zu geben.

Rechtswissenschaften-Studierende in den späten 1970er und 1980er Jahren

Wie am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie, sind auch am Juridicum, der Juridischen Fakultät, die Kleidungsstile der damaligen Studentinnen und Studenten vergleichbar mit den Heutigen, jedoch kam es durch allgemeine Modetrends zu Veränderungen und die Rechtswissenschafts-Student_innen kleiden sich - kurz auf den Punkt gebracht - heutzutage im Vergleich zu damals differenzierter.

Auch damals in den späten 1970er und in den 1980er Jahren waren Hemd, T-Shirt, Pullover und Jeans Standard am Juridicum. Hemd- und T-Shirt-Träger waren in etwa gleich verteilt. Die befragte Professorin erinnerte sich, dass sie sich „normal“ anzog, wenn sie auf die Fakultät kam, also genauso wie in der Freizeit: Jeans und T-Shirt. Kurze Hosen wurden damals nicht angezogen. Nach genauerer Nachfrage stellte sich heraus, dass dieses „Verbot“ familiär bedingt war. Von den Eltern bekam man gesagt, dass es sich nicht gehöre, zum Studieren kurze Hosen zu tragen, da diese Kleidungsart der Freizeit zugeordnet wurde und betont wurde, dass das Studium nicht Freizeit sei (vgl. Rechtswissenschafts-Professorin: 1).

Der befragte Professor bezeichnete sich als Anzugträger, wobei er seinen Stil als leger und wenig modebewusst beschreiben würde. Schon vor dem Studium hätte er Anzüge getragen, da er im wirtschaftlichen Bereich gearbeitet hat. Er finde Anzüge praktisch, weil man darin mehr einstecken könne (vgl. Rechtswissenschafts-Professor: 1).

Die befragte Professorin meinte, dass sich die Rechtswissenschafts-Student_innen heute im Wesentlichen legerer anziehen würden als in den späten 1970er/1980er Jahren, und das gelte auch für Prüfungen. Allerdings „[...] wollen manche konservativen Professoren, die selbst immer einen Anzug tragen und strenger sind, dass sich ihre Prüflinge auch so kleiden“ (Rechtswissenschafts-Professorin: 1), und daran würden sich die Studierenden auch halten. Sie meinte, dass sich somit das Kleidungsverhalten spiegelt. Es komme also auf den/die Prüfer/in an. Ihr persönlich sei dies nicht wichtig, solange die Studierenden nicht mit zerrissener Jeans und extrem alten und ausgedehnten T-Shirt erscheinen würden, oder vielleicht sogar „bauchfrei“. Mit „derart wenig Stoff bekleidet“ (ebd.) würde es aussehen, als ob sich die Studentinnen anbiedern wollten, das gehöre sich einfach nicht (ebd.).

Die Studentinnen würden heutzutage meistens einen Rock oder eine dunkle Hose mit einer Bluse tragen. Seltener ein Kostüm. Für Männer findet sie ein Polo oder ein normales Hemd passend. Manche Studenten „kommen tatsächlich in einem dunklen Dreiteiler“ (ebd.). Das findet sie aber übertrieben und eher lustig (ebd.).

Der Anzug macht gemäß der Aussagen beider Lehrbeauftragten eine traditionelle Respektbezeugung zum öffentlichen Akt. Es gehe darum, konservative Kleidung zu tragen wie auf der Ebene eines Vorstellungsgesprächs oder im Theater. Schon zur Studienzeit der Professor_innen war es üblich, im Anzug zu mündlichen Prüfungen zu erscheinen, wobei es sich jetzt „ein bisschen aufgeweicht“ hätte. Das sei eben die Tradition der Jurist_innen, bei welcher „das Auftreten“ eine wichtige Rolle spielt, wie z.B. vor Gericht. Mit Anzug bekleidet dürfe man auch hoffen, bei mündlichen Prüfungen eher durchzukommen.

Vor 30 - 40 Jahren war es noch so, dass Prüfungen von Praktikern, also Anwälten, durchgeführt wurden. Somit war ein Prüfling im Anzug auch eine Anpassung an die Prüfer_innen und eine Zeichensetzung, dass sich die Rechtswissenschafts-Student_innen an Autoritäten hielten. Es gehe auch darum, welche Kleidung der Gerichtshof vorschreibt. Juristen sollten ein entsprechendes Bild vermitteln, welches mit einem bestimmten Verhalten verbunden wird. Dazu gehöre etwa „klug, strukturiert, facettenreich argumentieren zu können und über die Gesetzeslage gut Bescheid zu wissen“ (Rechtswissenschafts-Professor: 1). Es sei wichtig, sich nach diesem Bild zu halten.

So sieht man also zusammenfassend am Juridicum Dreiteiler bis Jeans. Heutzutage komme gemäß der Beobachtung der Professorin Mode mehr Wichtigkeit zu, wobei sie sich selbst als gar nicht modebewusst bezeichnete. Die Mode sei insgesamt legerer geworden.

Kleidungsstücke würden jetzt z.B. aus weniger Stoff bestehen. Spaghetti-Träger, die damals nur im Urlaub getragen wurden, seien nun im Sommer auch normal für das Juridicum. Die Ärmel der Frauen-Oberteile seien also kürzer und die Ausschnitte tiefer geworden. Flip Flops sah man damals nicht am Juridicum, während sie heutzutage normale Sommerschuh-Bekleidung darstellen würden (vgl. Rechtswissenschafts-Professorin: 1). Der Professor erklärte, dass die Röcke heutzutage kürzer seien, was mit der Wirtschaft zusammenhängen würde. Weiters erklärte er, dass die Röcke umso kürzer werden, desto besser es der Wirtschaft ginge, und somit die Rocklänge je nach Wirtschaftslage länger oder kürzer sei (Rechtswissenschafts-Professor: 1).

Der Rechtswissenschafts-Professor hat außerdem bei Männern ein tieferes Tragen der Hose, so dass die Unterwäsche ersichtlich wird, beobachtet, was er sehr seltsam findet. Er erklärte sich das so, „dass die Männer das für die Frauen machen“ (Rechtswissenschafts-Professor: 1), sonst würde er dieses Phänomen nicht verstehen. So etwas gab es früher nicht.

Außerdem hieß es damals „Hemd in Hose“, während aktuell die Hemden über der Hose getragen würden. Der Professor meinte dazu, dass die Kleidung früher stärker durch „die Sitte“ gebeugt war.

Allgemein glaube er, dass die heutigen Student_innen im Durchschnitt wohlhabender seien und mehr Geld für Kleidung ausgeben würden. Ebenfalls wies er darauf hin, dass islamische Kleidung wie z.B. das Kopftuch, welches man damals nicht bei Frauen gesehen hat, auch ins Juridicum Einzug gehalten hat. So sieht man hier seit ca. 5 Jahren auch studierende Frauen in langem Rock, Mantel und Kopftuch (ebd.).

Weiters wurde mir berichtet, dass die Männer heutzutage mehr Farbe als früher tragen würden, und auch die Frauen seien sehr farbig gekleidet, was mit der Mode zusammenhängt, die heute andere Farb-Schwerpunkte vorgibt.

Kultur- und Sozialanthropologie-Studierende in den späten 1970er und den 1980er Jahren

Die allgemeine damalige Atmosphäre am Institut wurde mir von Professor_innen der Kultur- und Sozialanthropologie folgendermaßen beschrieben: Es gab noch kein Rauchverbot, also

waren die Gänge und auch Vorlesungs- und Seminarräume stets verqualmt und außerdem verschmiert, somit nicht so „hygienisch“ wie heute. Im Sommer gab es Student_innen, die barfuß auf das Institut kamen.

Die Kleidungsstile der damaligen Studentinnen und Studenten sind durchaus vergleichbar mit den Heutigen und doch gibt es Unterschiede. Die Studierenden griffen auf ein anderes Kleidungs-Marktangebot zurück. Hemden kaufte man üblicherweise am Flohmarkt. Nachdem die Kriegsgeneration gestorben war und nichts weggeschmissen wurde, gab es in den 1970er/1980er Jahren eine große Auswahl an alter Kleidung. So konnte man auf sehr ökonomische Weise eine Menge Vintage-Hemden kaufen. Diese wurden nicht gebügelt und stellten einen lustigen, altmodischen Stil dar. Der befragte Professor erzählte, dass er damals dasselbe trug wie heute, nämlich Jeans, Hemd und darüber einen dünnen Pullover. Hemden findet er praktisch, da die Wollpullover durch den höheren Hemd-Kragen nicht am Hals kratzen. Er meinte, dass er so wie heute nichts Hervorstechendes trug, sondern sich wie die Mehrheit am Institut kleidete (vgl. Kultur- und Sozialanthropologie-Professor: 1).

Lifestyle-Konsumgüter, wie z.B. zerrissene Jeans, wurden damals nicht gekauft, sondern die Jeans wurden eigenhändig zerrissen. Außerdem war es zu dieser Zeit „in“, selbst gestrickte Kleidung - z.B. Pullis - zu tragen. Der interviewte Professor meinte weiters, dass Kleidung mit individueller Note bzw. selbst fabrizierte und zusammengestellte Kleidung generell stärker vertreten war. T-Shirts wurden selbst bemalt, wobei man insgesamt weniger T-Shirts sah als heute (vgl. Kultur- und Sozialanthropologie-Professor: 1). Eine etwas jüngere Professorin meinte allerdings, dass viele Student_innen T-Shirts trugen. Sie erzählte, dass Jeans und T-Shirts dominant für Frauen wie Männer waren (vgl. Kultur- und Sozialanthropologie-Professorin: 1). Die Oberteile waren weiter geschnitten, oftmals in Übergröße. Für die Frauen war es üblich, Herren-Shirts drei Nummern zu groß zu tragen, wobei nur wenige BHs trugen. Die geringe BH-Dichte bestätigte auch der männliche Professor (vgl. Kultur- und Sozialanthropologie-Professor, -Professorin: 1).

Die Hosen waren bei den Frauen insgesamt weiter geschnitten und gingen weiter hinauf, um den „Bauch- und Hüft-Speck“ (Kultur- und Sozialanthropologie-Professorin: 1) nicht zur Schau zu stellen, sondern im Verborgenen zu halten. Bei Männern war die Hose tendenziell enger geschnitten. Wer Geld hatte, kaufte sich eine Markenjeans.

Die Haare wurden von beiden Geschlechtern auch gerne länger getragen. Kleidung war damals am Institut bei Frauen generell weniger körperbetont und so wurde wenig Weiblichkeit inszeniert, während heute Geschlechtsidentität durch Kleidung unterstrichen wird. Es gab mehr Röcke bei den Frauen, aber die waren nicht schick, sondern „hingen ohne jegliche Eleganz schlabbrig herunter“ (Kultur- und Sozialanthropologie-Professor: 1). Eleganteres passte weniger gut zu diesem Institut.

Der „Ethno-Touch“ war in den 1970er/1980er Jahren jedenfalls stärker vertreten als heutzutage. Man sah mehr Kleidung mit exotisierenden Elementen z.B. aus Indien und Lateinamerika, sowie insgesamt mehr Kleidung aus Ethno-Shops.

Dem befragten Professor sei kürzlich bei einer schriftlichen Prüfung von Studienanfänger_innen der Kultur- und Sozialanthropologie (1. Semester im Bachelor-Studium) aufgefallen, dass unter den weiblichen Studierenden einige sehr „herausgeputzt“ waren. Sie waren elegant gekleidet, hatten hohe Absätze, eher „abgeschleckt“ (Kultur- und Sozialanthropologie-Professor: 1). Er meinte, dass diese Erscheinung mit einem höheren gesellschaftlichen, subkulturellen Konformismus zusammenhängen könnte. Es würde mit diesem Kleidungsverhalten Anspruch auf eine bestimmte gesellschaftliche Position oder einen spezifischen gesellschaftlichen Rang transportiert werden (ebd.).

2.3 Schlussbetrachtungen

In diesem Kapitel wurden die empirischen Ergebnisse der Studierenden-Interviews und der teilnehmenden Beobachtung im Kontext der Rechtswissenschaften und der Kultur- und Sozialanthropologie das studentische Bekleidungsverhalten bezüglich der fach- und genderspezifischen Unterschiede deskriptiv beschrieben. Bei beiden Fachrichtungen wurden bei den Student_innen Kleidungsveränderungen, die sich durch ihr Studium ergeben hatten, und die Bedeutungen, die sie Kleidung allgemein geben, aufgezeigt. Bei den Studierenden der Rechtswissenschaften konnte ich Kleidungsstile von „Leger“ bis „Jus-like“¹⁸

¹⁸ Zitat aus der TB

zusammenfassen, und wie die Student_innen ihre Kleidung situationsabhängig, je nach Kontext Universität oder Freizeit, auswählen. Außerdem zeigte sich, dass Anzüge ein fixer Bestandteil der Prüfungswochen sind. Bei den Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie konnte ich Kleidungsstile von „Leger“ bis „Ethno-Look“ zusammenfassen, wobei besonders der alternative Ethnostil und die Abgrenzung zum „typischen Jus-Kleidungsstil“¹⁹ auffällig waren. Neben dem distinktiven Bekleidungsverhalten von weiblichen und männlichen Studierenden beider Fachrichtungen zeigten sich auch dem Kleidungsstil entsprechende Differenzen *in between*²⁰. Weiters zeigte die historische Perspektive dank Interviews von Professor_innen beider Fachrichtungen, wie das studentische Bekleidungsverhalten zu ihrer Studienzeit in den späten 1970er und 1980er Jahren teilweise anders aussah. Im nächsten Kapitel werden die Kleidungsstile und ihre sozialen Bedeutungen diskutiert und danach im letzten Kapitel die wesentlichen Ergebnisse zusammengefasst.

3. Diskussion der Ergebnisse: Kleidungsstile und ihre sozialen Bedeutungen

In diesem Kapitel diskutiere ich die Ergebnisse der Interviews mit den Studentinnen und Studenten der Kultur- und Sozialanthropologie im Vergleich zu den Interview-Ergebnissen der Studentinnen und Studenten der Rechtswissenschaften und den jeweiligen Ergebnissen der teilnehmenden Beobachtungen innerhalb der beiden Settings. Diese Ergebnisse setze ich außerdem in Bezug mit den Ergebnissen der Interviews mit den Professorinnen und Professoren ebenfalls jeweils beider Studienrichtungen.

Zwischen und innerhalb der zwei Studiengänge Kultur- und Sozialanthropologie und Rechtswissenschaften zeigen sich unterschiedliche Bekleidungsverhaltensarten, die mit verschiedenen Bedeutungen aufgeladen sind, und auf distinktive Weiblichkeiten und Männlichkeiten hinweisen²¹, die durch Kleidung inszeniert werden. Die Körpertechnik des

¹⁹ Zitat aus der TB

²⁰ Siehe hierzu Bachmann 2008; Moore 2003, 2006

²¹ Bezogen auf die sexuelle Orientierung ist mein Forschungssample einheitlich, da sie alle angegeben haben heterosexuell zu sein.

Sich-Kleidens, die laut Mauss je nach Geschlecht, Alter, Leistung und Überlieferungsform Variationen aufweisen kann (vgl. Mauss 1997: 207ff), zeigt also auch bei meinem Forschungssample unterschiedliche Ausführungen je nach der studienspezifischen „Überlieferungsform“ und je nach dem Geschlecht. Diese differenziert erlebten Kleidungsstile und die damit verbundenen Bedeutungen versuche ich in diesem Kapitel zu analysieren, wobei ich u.a. bereits vorgestellte Theorien mit meinen empirischen Ergebnissen in Beziehung setze. Bevor ich die spezifischen Kleidungsstile - Casual Wear, Business-Look und Ethnostil - näher erläutere, nehme ich für eine deutlichere Übersicht noch allgemeinen Bezug auf mein Forschungssample.

Bedeutung von Kleidung und Zugehörigkeit zu Gruppen

Bei allen vier Gruppen, also den weiblichen und männlichen Studierenden beider Studienrichtungen, wird generell die Wichtigkeit von Kleidung genannt. Bei vielen Student_innen zeigt sich ein Reflektieren darüber, zu welchen Gruppen sie sich durch ihre Kleidung zugehörig zeigen. Diese Reflexion fällt auch bei der aktiven Vermeidung von spezifischen Gruppenkleidungsstilen auf. Ebenso gibt es Student_innen, die sich mit ihrer gewählten Kleidung bewusst zu keiner bestimmten Gruppe zugehörig zeigen wollen und deshalb möglichst neutral erscheinende Kleidung wählen, also in Schnitt und Farbe möglichst unauffällige Casual Wear.

Das zeigt sich z.B. bei dem Kultur- und Sozialanthropologie-Studenten Germar (1f), der auf die Frage hin, wie er sich normalerweise kleide, erklärt, dass er sich zuerst überlegt, was Gruppen, zu denen er sich nicht zählen möchte, anhaben, und dann etwas anderes anzieht. Er kritisiert, dass Menschen gemäß ihrer Kleidung bestimmten Kategorien zugeordnet werden, und obwohl er das selbst macht, möchte er nicht, dass auch er nach seiner Kleidung bewertet wird, und zieht es daher vor, nichts Herausstechendes zu tragen. So greift er auf Jeans und T-Shirt zurück, eine Kleidungskombination, die in beiden Studien von Frauen wie Männern getragen wird und tendenziell von allen, außer den elegant gekleideten Rechtswissenschafts-Student_innen, als neutral beschrieben wird.

Von Studierenden beschriebene Kleidungsstile

Es kleiden sich nicht alle Studentinnen und Studenten auf dieselbe Art und Weise wie Germar mit Jeans und T-Shirt, die als Stereotyp für Student_innen angesehen wird (siehe Kap. „Casual Wear“). Es werden auch andere Kleidungsstile erlebt, die tendenziell einerseits in die Richtung „elegant/konservativ/businessmäßig“ (siehe Kap. „Business-Look“) oder andererseits in die Richtung „alternativ“ (siehe Kap. „Ethno-Stil“) gehen. Auch Mode ist für manche wichtig; am wenigsten bis gar nicht für die alternativ gekleideten Student_innen. In den folgenden Unterkapiteln geht es um das Thema, wie sich diese verschiedenen Geschmäcker und ästhetischen Präferenzen herstellen.

Nachahmung, Tradition und Abgrenzung

Laut Roach und Eicher „[...] adornment offers a way for individual expression and for dealing with life aesthetically [...]“ (1979: 21). Weibliche und männliche Studierende beider Studienrichtungen geben an, dass sie anziehen, was ihnen gefällt und worin sie sich wohlfühlen. Wie diese bestimmte Kleidung - mit der man sich wohlfühlt - aussieht, hängt damit zusammen, was für die jeweilige Gelegenheit kollektiv übereinstimmend als passend angesehen wird. Es geht also nicht nur um eine individuelle, sondern auch soziale Erfahrung, um eine gemeinschaftlich gelebte Ästhetik. Laut Roach und Eicher ist das Sich-Kleiden eine Art „ästhetische Sprache“, wobei es darum geht, was von anderen gelernt wurde, und erst durch soziale Beziehungen werden Kleidungen Bedeutungen gegeben. Persönliche Ausschmückungen können die gelernte Sprache verändern, stellen aber keine gänzlich neue Sprache dar (vgl. 1979: 7).

Dass Kleidung ihre Bedeutung durch soziale Beziehungen erhält, ist besonders deutlich bei den eleganter gekleideten Rechtswissenschafts-Student_innen zu erkennen. Sie ziehen sich extra für den „Kontext Juridicum“ schöner an, da diese elegante oder „geschäftliche“ Kleidungsart mit Bedeutungen aufgeladen ist, die mit dem rechtswissenschaftlichen Kontext verbunden wird. Aber auch bei den anderen Student_innen werden Kleidungsarten Bedeutungen gegeben, die besser oder schlechter für den Universitäts-Kontext als passend erlebt werden. An diesem Prozess der Selektion, was als passend anerkannt wird, ist Lernen,

Nachahmung und Tradition beteiligt. Diese drei Aspekte betont auch Mauss in seiner Theorie der Körpertechniken (vgl. 1997: 207ff).

Wie die Ergebnisse der Interviews als auch der teilnehmenden Beobachtung zeigen, existieren kollektive Vorstellungen, was alles im und was außerhalb des Pools der Möglichkeiten oder der tatsächlich akzeptierten Kleidungsgestaltungen liegt. Um zu verstehen, was in einem bestimmten Kontext als passende Kleidung angesehen wird, beziehe ich mich auf die Theorie der Körpertechniken von Mauss (1997)²². Nach ihm würden die studienalltäglichen Kleidungspraxen als Form der Nachahmung verstanden werden. Wie ein bestimmtes Bekleidungsverhalten genau aussieht, hat sich auch aus der Geschichte heraus entwickelt, und stellt somit auch eine gewisse Gewohnheit und Tradition dar (vgl. Mauss 1997: 201-205). Wie sich Personen kleiden, dient also nicht einfach nur dem Zweck, nicht nackt zu sein oder nicht zu erfrieren, sondern ist eine soziale Praxis, die eine Identitäts-Performanz darstellt. Gewohnheiten variieren nach Mauss nicht nur mit den Individuen, sondern vor allem mit den Gesellschaften, den Moden und dem Prestige (vgl. 1997: 202). Die zwei untersuchten Studien-Kontexte wären demnach Orte zweier Gesellschaften, die ihre eigenen Moden und Prestige-Vorstellungen haben. Sind z.B. bei den Kultur- und Sozialanthropologie-Student_innen außer-europäische Kleidungsstücke erstrebenswerte Kulturgüter, so vermitteln sogenannte „typische Rechtswissenschafts-Student_innen“ Prestige durch teure Markenkleidung. Es spielen also sehr unterschiedliche generelle Werthaltungen mit, die durch die getragene Kleidung dargestellt werden. Es geht auch insofern um Nachahmungen, als Handlungen, die Erfolg hatten, abgeschaut und somit bestimmte Verhaltensweisen von außen vorgegeben werden.

Mit Studienanfang beginnen sich die Studierenden an die vorgefundenen Kleidungsgewohnheiten ihrer Kolleg_innen anzupassen. Sie lernen also durch Nachahmung bestimmte Kleidungs Techniken, die im Kontext ihres Studiums als angemessen angesehen werden. Diese Arten sich zu kleiden beinhalten auch eine gewisse Tradition, wie besonders stark beim alternativen Ethno- und dem Business-Stil zu erkennen ist, und durch die empirische historische Perspektive deutlich wurde. Techniken sind laut Mauss traditionelle und wirksame Handlungsarten (vgl. 1997: 201-205). Die Techniken dieser beiden Kleidungsstile sind also über Generationen hinweg von Studierenden erfolgreich eingesetzt worden, wobei aktuell eine Aufweichung dieser Tradition von den gegenwärtigen

²² Siehe Theorie-Kap. 2.1

Student_innen erlebt wird, da heute in beiden Studien-Kontexten vermehrt (modische) Casual Wear getragen wird und der Business-Look ein wenig Lockerung erfährt, indem alte, traditionelle Techniken, wie z.B. „Hemd in Hose“, nicht mehr zum Einsatz kommen. Folglich kann man, in Bezug auf Douglas` Konzept der zwei Körper (1996)²³, auf einen tendenziell geringer werdenden sozialen Druck schließen. Durch die Mode haben sich mehr Bekleidungs-Möglichkeiten herauskristallisiert, und es wurde ein kleiner Abstand von den stark von der Sitte bestimmten althergebrachten konservativen Kleidungs Vorschriften genommen. Bei mündlichen Prüfungen befinden sich die Studierenden der Rechtswissenschaften aber wieder inmitten der traditionellen Kleidungstechnik, sprich den Anzug-Vorschriften. Dazu nehme ich noch mehr Bezug im kommenden Kapitel „Business-Look“.

Die Abweichungen von Erwartungen würden nach Morris (vgl. 1995: 507) die Konstruiertheit der Körper zeigen. Crane meint, dass Normen und Alternativen Zeichen für sozialen Status und Gender sind (vgl. 2000: 1f). Dabei können symbolische Grenzen aufrechterhalten oder verschoben werden. Workman hat eine Forschung von Sutor und Carter (1999) vorgestellt, bei der Studierende befragt wurden, wie es bei ihrem Studium möglich ist Prestige zu erlangen, womit die Anpassung an Gruppennormen aufgezeigt werden sollte. Hier wurde Kleidung als ein wichtiger Punkt genannt. Mittels Bekleidung zeigen sich also Anpassungen an Gruppennormen, z.B. auch bei Studierenden (vgl. Workman 2009: 91).

Habitus

Bourdieu (1987)²⁴ bietet zu der Thematik der kollektiven ästhetischen Präferenzen eine Theorie an, in der es um die Geschmacksbildung durch bestimmte Formen von Habitus geht. Laut ihm hängt ein spezifischer Kleidungsstil, der von einer Gruppe von Menschen als ästhetisch geschmackvoll verstanden wird, von einem bestimmten Habitus ab. Diese Distinktions-Theorie finde ich auch für meine Forschungs-Gruppen relevant.

Natürlich sind die im Folgenden dargestellten Kleidungsstile nicht nur Studentinnen und Studenten vorbehalten. Student_innen sind als Teil der Gesellschaft von ihren Familien und bestimmten Schulen geprägt, die Bourdieu (vgl. 1987: 17f; 150f) als Bedingungen für einen spezifischen Habitus ansieht. Dieser führt wiederum zu einer bestimmten Geschmacksform.

²³ Siehe Theorie-Kap. 2.1

²⁴ Siehe Theorie-Kap. 2.2

Bei Personen, die einen spezifischen Geschmack teilen, wäre ein ähnlicher Lebensstil zu beobachten und demnach kleiden sie sich auch nach einem Stil, der als gleich beschrieben wird. Die familiäre Herkunft und die schulische Ausbildung wurden besonders bei den sogenannten „typischen“ Rechtswissenschafts-Student_innen betont, worauf ich im diesbezüglichen Unterkapitel (1.2.2) eingehen werde. Da laut Bourdieu (1987) Kleidungsstile als Teil bestimmter Lebensstile beschrieben werden, würden die unterschiedlichen Kleidungsstile der Studentinnen und Studenten auch auf verschiedene Lebensstile hinweisen. Dazu nehme ich noch mehr Bezug in den folgenden Unterkapiteln.

Eine bestimmte Habitusform geht also laut Bourdieu aus denselben Bedingungen hervor und konstituiert sich durch damit einhergehende Handlungen und Produkte (wie Kleidung) spezifischer Lebensstile. Somit führen unterschiedliche Existenzbedingungen, wie ökonomisches Kapital (Geld), soziales Kapital (soziales Netzwerk), und kulturelles Kapital (Schulbildung und Studieninhalt) zu distinktiven Habitusformen der Student_innen. Dadurch zeigen sich differente soziale Identitäten. Nach Bourdieu zeigen die Lebensstile, als Produkt des Habitus, eine symbolische Ordnung (vgl. 1987: 281-4). Demnach hat die studien- und geschlechts-spezifische Bekleidungsart symbolischen Ordnungscharakter, der durch seine äußere Signalwirkung in alltäglicher Interaktion erstens zeigt, mit welchen Berufsinhalten sich die Student_innen beschäftigen und somit auch nach außen hin repräsentieren. Zweitens wird ersichtlich, zu welcher geschlechtlichen Gesellschaft (vgl. Mauss 1997) sie sich zählen oder welche Geschlechts-Identität performativ dargestellt wird. Wie Bourdieu erklärt, sind in der Bekleidung ästhetische Positionen ersichtlich, die soziale Distinktion zeigen (vgl. 1987: 104f). Auch innerhalb eines Studiums, also bezogen auf dasselbe kulturelle Kapital, kann Kleidung verschiedene Beziehungen zu Bildung und Kultur implizieren, was deutlich daran zu erkennen ist, dass innerhalb beider untersuchten Studienrichtungen klare Unterschiede zwischen Kleidungsstilen aufgezeigt wurden.

Viele Student_innen der Rechtswissenschaften, deren alltägliches Outfit aus Jeans und T-Shirt besteht, beschreiben ihre Kleidung als Kontrast zu der Kleidung jener *anderen* Student_innen ihres Fachs, die sich konservativer oder eleganter kleiden, wobei sie eindeutig ihre Abneigung gegenüber den anders gekleideten Studierenden kundtun. Auch viele Kultur- und Sozialanthropologie-Student_innen sprechen über ihre Kleidung und die ihrer Kolleg_innen im Gegensatz zu derjenigen der Rechtswissenschafts-Student_innen. Die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie, die von den Rechtswissenschafts-

Student_innen in den Topf der „Hauptuniversitäts-Studien“ geworfen werden, werden von den angehenden Rechtswissenschaftlern ebenso tendenziell mit abwertenden Worten beschrieben, wie auch ihre legeren Kolleg_innen. So heißt es z.B., dass diese mit ihrer lockeren Art sich zu kleiden eine eher unordentliche innere Haltung zeigen würden. Dieses Phänomen der gegenseitigen Ablehnung anderer Geschmäcker als verschiedene Habitus-Formen, nennt Bourdieu „ästhetische Intoleranz“ (vgl. 1987: 105). Laut Bourdieu bedeutet Geschmack (wie ich schon im Theorie-Abschnitt 2.2 ausführlich beschrieben habe), wie unmittelbar über ästhetische Qualität geurteilt wird, was zu einem Merkmal von Gruppen wird, welches gleichsam eine vereinende und eine trennende Wirkung mit sich bringt (vgl. 1987: 104f; 171).

Allerdings sprechen nicht alle Befragten von den jeweils „anderen“ Student_innen auf negative Weise. Die vom Stil her unterschiedlich gekleideten Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie sprechen tendenziell (während sie negativ über den Kleidungsstil der Rechtswissenschafts- und Wirtschafts-Student_innen, die gerne in einen Topf geschmissen werden, sprechen) neutral bis positiv voneinander. Ihre eigenen beobachteten Kleidungserscheinungen werden generell als locker bis sehr locker (alternativ) beschrieben, wobei der Übergang fließend ist. Ihre Schmerzengrenze wird dort überschritten, wo Kleidung konservativ, sehr elegant oder besonders geschlechtsbetonend wird. Das finden sie tendenziell unangebracht, für sich selbst im Allgemeinen oder zumindest für ihren Universitäts-Kontext im Speziellen. Dies hat auch die Kultur- und Sozialanthropologie-Studentin Clementia mit ihrem Beispiel gezeigt, nämlich dass sie Röcke und Stiefel lieber zuhause lässt, wenn sie erstmalig in ein neues Seminar geht (vgl. Clementia: 2). Wenn etwas angezogen wird, das nicht innerhalb der üblichen Muster liegt, stellt sich Unbehagen ein, denn besonders wenn es auf den ersten Eindruck ankommt, möchte man nicht negativ auffallen. Über Grenzen werden Identitäten ausgelotet, gebildet und abgegrenzt. Darum versuchte ich mich diesen während meiner empirischen Forschungszeit mittels paradoxen und übersteigerten Fragen wie „Was wäre, wenn ...?“ zu nähern.

Gender-Performance

Laut Mauss gibt es eine Gesellschaft der Frauen und eine Gesellschaft der Männer (vgl. 1997: 207ff). Wie die Student_innen sich kleiden, hängt auch von ihrem Geschlecht ab und es wird innerhalb der Studien zwischen geschlechtsspezifischen Kleidungsarten ein Unterschied gemacht. Es gibt gewisse Vorstellungen, was eine Frau bzw. ein Mann anziehen sollte bzw. welches Bekleidungsverhalten eine kollektiv imaginierte Grenze überschreiten würde, und was als „besonders weiblich“ oder „besonders männlich“ verstanden wird. Um zu sehen, wie sich geschlechtsspezifische Kleidungsunterschiede darstellen, beziehe ich mich auf die „Doing Gender“- und „Gender-Performance“- Theorie²⁵. Gender-Performance mittels Kleidung findet normalerweise durch spezifische Schnitte, Gestaltungen, Muster und Farben statt, zuallererst aber durch die Form, die ein Kleidungsstück geschlechtlich zuordnet. Eine Frauen-/Männerhose, ein Anzug/Kostüm, ein Hemd/eine Bluse, ein Frauen-/Männeroberteil etc.; all diese Kleidungsstücke werden durch mehr oder weniger unterschiedliche Schnitte, Betonungen bestimmter Körperzonen, Ausführungen und Größen zu einer Bekleidung für Frauen oder Männer gemacht. Aber es gibt kein Kleidungsstück (außer der Krawatte, die ich aber nicht zur normalen Oberbekleidung zähle), welches so sehr mit Frauen und Weiblichkeit verbunden wird, wie ein Rock oder Kleid. Schon die Figuren auf öffentlichen WC-Türen haben klassisch einen Rock für Frauen und 2 Beine, also eine Hose, für Männer. Nicht überall auf der Welt ist es so, aber in Wien/Österreich, wie auch in anderen „westlichen“ Ländern, wird die Hose mit Männlichkeit und der Rock mit Weiblichkeit assoziiert. Heutzutage sind auch Frauen in Hosen „normal“, was nicht immer so war. Die umgekehrte Emanzipation hat jedoch (noch) nicht stattgefunden. (Eine Ausnahme bildet z.B. der „Kilt“ für Männer in Schottland.) Trotzdem gibt es Personen, die nach wie vor „traditionelle Kleidungsbilder“ im Kopf haben. Der Rechtswissenschafts-Student Daren meinte sogar: „Frauen sollten das [kurze Hosen, Anm. A.Z.] sowieso nicht tragen, sondern Röcke. Ich finde Hosen sind generell immer Männern vorbehalten. Kurze Hosen schauen einfach nicht so weiblich aus. Ich finde Röcke besser“ (Daren: 3).

Unter den Studentinnen der Rechtswissenschaften werden vermehrt Röcke getragen, wobei die Studentinnen im Casual Wear ihre Kolleginnen in Rock und Stöckelschuhen tendenziell „Tussen“ nennen. Hier wird also von einer spezifischen Performanz von Geschlechtsidentität gesprochen, bei der Kleidungsstechniken besonders stark ausgeprägter Weiblichkeit zum

²⁵ Siehe Theorie-Kap. 3.3

Einsatz kommen. Durch diese Körpertechniken, die kein Mann anwenden würde, wird die Differenz zu Männern besonders stark zur Geltung gebracht. Denn (kurze) Röcke oder Kleider, Schuhe mit hohem Absatz, enganliegende Oberteile werden nicht von ihren männlichen Kollegen getragen. Hier geht es um Performativität, um eine aktive Produktion von einer bestimmten Art von Weiblichkeit²⁶. Laut Entwistle (2000) wird hier die Aufmerksamkeit auf Körperunterschiede gerichtet.

Auch unter den männlichen Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie werden weder Röcke noch Kleider getragen, auch wenn vereinzelt Interesse daran bestehen würde, weil sie sich diese Kleidungsarten bequem vorstellen. Da aber ein Mann in Rock in unserem soziokulturellen Umfeld nicht der gewohnten Vorstellung entspricht, steht er aktuell nicht zur Debatte.

Allerdings gibt es nicht nur - wie Mauss (vgl. 1997: 207ff) meint - eine Gesellschaft der Frauen und eine Gesellschaft der Männer, sondern wie Bachmann (2008) hervorhebt, ist auch die „Differenz in between“²⁷ nicht zu ignorieren, da diese im Alltag von Bedeutung ist. Das eine Geschlecht ist nur im Verhältnis zum anderen zu sehen, aber diese Differenz darf nicht symmetrisch aufgefasst werden. Auch bei meinem Forschungssample geht es darum, welche Arten von Weiblichkeiten bzw. welche Arten von Männlichkeiten inszeniert werden. Auf diese Differenzen in between nehme ich noch in folgenden Unterkapiteln in Zusammenhang mit den spezifischen Kleidungsstilen Bezug.

In den folgenden drei Kapiteln geht es um die kontrastären Verhandlungen von Bekleidungs-Themen, die sich während meiner empirischen Forschung für die Studierenden als relevant herausgestellt haben, womit ich zu zeigen versuche, wie sich geschlechtsspezifische und Kultur- und Sozialanthropologie- bzw. Rechtswissenschafts-spezifische Studierenden-Identitäten durch verschiedene Kleidungstechniken inszenieren und darstellen. Hierbei stellen bei den konkreten Bekleidungskombinationsarten die spezifische Kleidungsart und die Kleidungsfarben die Hauptpfeiler dar.

²⁶ Vgl. Morris, Butler, Bachmann

²⁷ Unterschied zwischen den Frauen bzw. zwischen den Männern

3.1 „Jeans und T-Shirt, der Stereotyp von Student_innen“: Casual Wear

In beiden Studienrichtungen gibt es casual gekleidete Frauen und Männer. Das bedeutet im wesentlichen Hose (meistens Jeans) und Shirt in verschiedensten Ausführungen. Außerdem werden von Studentinnen wie Studenten legere Hemden (sogenannte Holzfäller- oder Vintage-Hemden), dünne bis dicke (Kapuzen-)Pullover und von den Frauen mittellange (tendenziell nicht elegante) Röcke getragen. Insgesamt gibt es facettenreiche Gestaltungsmöglichkeiten, wobei die Grenzen zwischen den Geschlechtsidentitäten verschwommen sind, wie man z.B. bei dicken (Kapuzen-)Pullovern sieht, die auch als „unisex“ bezeichnet werden könnten. Aber tendenziell tragen Frauen im Gegensatz zu Männern enger anliegende Hosen oder einen Rock. Kaum sah ich in beiden untersuchten Studienrichtungen Frauen, die oben wie unten nur weites Gewand tragen, wie es zur Studienzeit der jetzt tätigen Professor_innen noch üblich war. Wie die Interviews mit Professor_innen der Kultur- und Sozialanthropologie gezeigt haben²⁸, wird Gender von heutigen Studentinnen und Studenten stärker durch Kleidung betont als noch zu den Studienzeiten der Professor_innen.

Aber auch bei diesem Kleidungsstil, der auf den ersten Blick am neutralsten wirken könnte, wird geschlechtsspezifische Kleidung getragen, also Kleidung, die für Frauen oder Männer gemacht wurde, denn in Kleidergeschäften werden nicht einfach nur Jeans und Shirts verkauft, sondern es gibt eine Frauen- und eine Männerabteilung, die diese Kleidungsstücke in speziellen Formen für Frauen und anderen Formen für Männer anbieten. Durch diese Zweiteilung des Kleidungsmarktangebots wird von vornherein festgelegt, welche Kleidung Frauen, die ja gewöhnlich in der Frauenabteilung ihre Kleidung kaufen, im Gegensatz zu Männern, deren Abteilung normalerweise deutlich kleiner ist, tragen. Durch die Wahl für das eigene Geschlecht als passend angesehene Kleidung, also dem Verhalten, welches die Gesellschaft als passend für die jeweilige Geschlechtskategorie (*sex category* nach West/Zimmermann²⁹) ansieht, kommt es auch hier bei Kleidung zum Doing Gender, wobei tendenziell eine locker-lässigere, sportive Weiblichkeit bzw. Männlichkeit performativ inszeniert wird.

²⁸ Siehe Empirie-Kap. 3.2

²⁹ Siehe Theorie-Kap. 3.3

Die Kultur- und Sozialanthropologie-Studentinnen würden von sich sagen, dass sie „normal“ gekleidet sind und sie ihre Geschlechtsidentität mit ihrem Kleidungsstil nicht besonders hervorkehren (siehe z.B. die Studentin, die betonte, am Institut nicht als „schöne Frau“ wahrgenommen werden zu wollen³⁰). Aber im Vergleich zu der Zeit, in der Professor_innen noch studierten, in welcher die Frauenkleidung generell sehr weit geschnitten war, wird heute die Geschlechtsidentität tatsächlich stärker betont. Zur Studienzeit der Professor_innen war am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie oft zu sehen, dass Frauen Männer-T-Shirts in Übergröße und ohne BH trugen, und auch die Hosen waren weiter geschnitten und hoch hinaufgezogen. Während heute zwar die bis über den Nabel reichende Hose wieder in Mode ist, werden die Oberteile aber tendenziell enger getragen. Die Geschlechtsidentität bzw. die Weiblichkeit wird also aktuell stärker betont, wobei in konträrer Weise sehr eng anliegende Kleidung von den Student_innen tendenziell als außerhalb der Grenze angesehen wird. Die Studentinnen geben an, sich nicht körperbetont für die Universität zu kleiden, aber im Vergleich zu damals wird nun engere Kleidung unter den Frauen getragen. Trugen Frauen in den 1970er/ 1980er Jahren tendenziell Männer-T-Shirts, machen das heute eher nur noch die alternativer gekleideten Kolleginnen.

Wie Germar bemerkte, zeigen Studentinnen anderer Studienrichtungen wie BWL (Wirtschaft und Rechtswissenschaft werden oft in einem Atemzug genannt) mit ihren offeneren Blusen und tieferen Ausschnitten mehr Haut, als am Kultur- und Sozialanthropologie-Institut angemessen wäre. Hier beobachtet er dieses Kleidungsphänomen nicht. Auch die Röcke sind ihm zufolge in der Regel stofflich so ausgestattet, „dass es noch vernünftig aussieht“ (Germar: 2).

Im Endeffekt kommt es auf die Kombination der Kleidungsstücke an, denn auch am Juridicum können Röcke bei Frauen als leger angesehen werden, wenn dazu flache oder sportivere Schuhe und ein lockeres Oberteil getragen werden. Ist der Rock aber kurz und kombiniert mit Stöckelschuhen, ist die Grenze des legeren Outfits bereits überschritten. Mit diesem Schritt würde eine Studentin in das Terrain der als „typische Jus-Studentin“-bezeichneten Studentinnen gelangen. Auf dem Institut der Kultur- und Sozialanthropologie wäre das eine exotisch anmutende Erscheinung, denn hier werden generell, egal ob Frau oder Mann, flache Schuhe, meist Sneakers, oder im Winter von Frauen flache Stiefel, getragen.

³⁰ Vgl. TB

Die Haare sehen allgemein gebürstet bis „ein wenig ungebürstet“ aus, wobei Männer wie Frauen ihre Haare gerne länger tragen. Das war auch schon zur Studienzeit der heutigen Professor_innen so.

Farblich wird querdurch alles als „normal“ akzeptiert, was nicht zu grell oder neonfärbig ist, wobei stets mit bunten Farben gespart wird und zu neutralen Farben tendenziell nur ein oder zwei bunte dominierende Farben kombiniert werden. Die Farben können je nach Stimmung ausgewählt werden, und manche sprechen ihnen eine Wirkung auf ihr Gemüt zu.

Besonders elegante und sehr moderne Kleidung wird in der „Gruppe der LeGERen“ beider Studiengängen tendenziell nicht als passend angesehen, obwohl Studienanfänger_innen der Kultur- und Sozialanthropologie sehr wohl auch elegante und modebewusste Kleidung als normal ansehen, wie ebenfalls ein Professor bei einer Prüfung beobachtete. Ob sich diese Tendenz mit fortschreitendem Studium auf dem Kultur- und Sozialanthropologie-Institut umkehrt oder mit den Bachelor-Student_innen, die in Vorlesungen mit anderen Studien wie Soziologie, Politikwissenschaften und Publizistik zusammengelegt sind, eine neue Kleidungsstilentwicklung für das Institut angesteuert wird, wird sich in den nächsten Jahren herausstellen.

Während am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie der Übergang zum „alternativen Ethno-Stil“ fließend ist, wird hier tendenziell keine Business-Kleidung (Businesshemden oder Anzüge) getragen. Diese werden als gänzlich unpassend für diesen Kontext angesehen, weil sie „zu formell“ sind. Stellen elegante Hemden auf der rechtswissenschaftlichen Fakultät normalen Alltag dar, so scheinen sich die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie während ihres Studieralltags nicht viel aus einem Business-Erscheinungsbild, und damit verbundenem symbolischen Kapital zu machen. Im Gegenteil, wie weiter oben beschrieben, lehnen sie diesen Geschmack ab und setzen stattdessen lieber Körpertechniken ein, die den weltoffenen, gemütlichen Faktor betonen. Unter den Studierenden sind auch nicht dieselben Vorstellungen von beruflichen Kleidungs Vorschriften wie unter den Studierenden der Rechtswissenschaften (für z.B. Anwälte) verbreitet. Während sich viele Rechtswissenschafts-Studierende im Business-Look schon in Hinblick auf ihren angestrebten Beruf angepasst kleiden, scheint unter ihren Studien-Kolleg_innen im Casual Wear und den Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie keine derartige klare Linie kollektiv vertreten zu sein. Die casual gekleideten Student_innen der Rechtswissenschaften finden die Business-Kleidung

ihrer Kolleg_innen für den universitären Kontext allerdings ebenfalls nicht angemessen, sondern übertrieben.

Kleidermarken sind leger gekleideten Student_innen beider Studienrichtungen tendenziell nicht wichtig, und sie lehnen generell dieses symbolische Kapital ab. Diese Umstände lassen auf eine differenzierte Sichtweise auf das jeweilige Studium und den eventuell damit angestrebten Beruf schließen, denn während bei den Rechtswissenschafts-Student_innen im Business-Stil gesagt wird, dass es im Studium sehr um Geld, Prestige und Status geht, betonen z.B. die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie ihr Interesse am Studieninhalt, also den kulturspezifischen menschlichen Lebensweisen. Geht es also beim Studium der Rechtswissenschaften um Gesetze, Struktur und Konkurrenzkampf unter den Studierenden, dessen Habitus sich besonders in der „ordentlichen“, eher unpersönlichen Kleidungsart des Business-Looks inszeniert, so geht es beim Studium der Kultur- und Sozialanthropologie mehr um „soziokulturelles Kapital“.

3.2 „Markenhemd bis Anzug“: Der elegante Business-Look

Am Juridicum gehört elegante Kleidung für viele Studierende zum Studienalltag. Von ihren Kolleg_innen im Casual Wear werden sie mit „voll aufgetackelt, hergerichtet, gestylt und total übertrieben angezogen“ (TB) nicht allzu positiv beschrieben. Auch die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie, die sich gerne mit „den Jus-Studenten“ (TB) vergleichen, präferieren ihren eigenen Kleidungsstil. Aber die Eleganteren am Juridicum finden natürlich nur positive Worte für ihre äußere Erscheinung.

Bei den im Business-Stil gekleideten Studentinnen und Studenten wird Gender durch die Kleidung stärker hervorgehoben als z.B. bei den legerer gekleideten Student_innen. Die Männer tragen Hemden, eventuell mit einem T-Shirt (meist in Weiß) darunter. Über den Hemden werden dünne Pullover oder Pullunder, teilweise mit Kragen darüber, oder dunkle Sakkos getragen. Unten tragen die Herren oft eine blaue Jeans und dazu tendenziell braune Leder-Markenschuhe. Farblich ist die Kleidung alles in allem neutral gehalten. Die Frauen hingegen tragen meist einen eleganten (teilweise kurzen) Rock mit einheitlichen, schwarzen Nylonstrümpfen und Damenschuhe mit (Bleistift-)Absatz. Oben kleiden sich die Studentinnen

mit Bluse und Blazer oder einem anderen elegant anmutenden Oberteil. Ihre legeren Kolleginnen beider Studienrichtungen nennen die Rechtswissenschafts-Studentinnen mit diesem beschriebenen Kleidungsstil, der als „Jus-like“ (TB) gilt, „Tussen“. Im Gegensatz zu den Studentinnen der Kultur- und Sozialanthropologie, die angeben, sich - teilweise bewusst für den Studier-Kontext - nicht zu schminken, scheinen die Rechtswissenschafts-Studentinnen Make-up mehr einzusetzen. Dieser weibliche Kleidungsstil wird auch als „Lady-Business-Look“ (TB) bezeichnet, der von Männern im Business-Look als sehr schön und weiblich beschrieben wird. Die Tatsache, dass allgemein wie bei den Männern nur von „Business-Look“, bei den Frauen aber von „Lady-Business-Look“ gesprochen wird, zeigt in der Kleidersprache eine gewisse Normalität der Verbindung zwischen Mann und „Business“, während bei Frauen eine bestimmte Weiblichkeits-Inszenierung angesprochen wird; nämlich die einer Lady. Durch die oben ausgeführten Kleidungsarten, die diesem Stil entsprechen, soll bei Frauen wie Männern eine seriöse und ernste Geschlechtsidentität performativ inszeniert werden. Meiner Meinung nach scheint diese Identitäts-Performanz nicht ganz mit den durch sehr kurze Röcke und tiefe Ausschnitte gekennzeichneten Kleidungspraxen zusammenzupassen. Auch hier gibt es fließende Übergänge, aber tendenziell wird ebenfalls „die mehr Haut zur Schau stellende Studentin“ als Lady bezeichnet. Diese beschriebene Kleidungsart wird als konservativ beschrieben, wobei die Frauenkleidung - nach informellen Gesprächen mit Student_innen im Casual Look - teilweise schon mehr an einen Fest-Kontext als einen konservativen Büro-Kontext erinnert.

Andererseits sieht man unter den Studierenden im Business-Stil sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen modische Kleidungselemente, wie z.B. grüne und rote Röhrenhosen, die scheinbar mit der hier vorherrschenden traditionellen Kleidung brechen. Daren hat das als Stilbruch beschrieben (vgl. Daren: 2)³¹, denn durch die Mode wurden die Grenzen zwischen leger und konservativ verschoben. Die Mode führt immer wieder zu einer Neuerfindung von Dress-Codes. Heutzutage werden z.B. moderne, grüne Hosen mit großen Markenschuhen aus Leder und Hemden kombiniert, was durchaus auch als „Jus-like“ verstanden wird. Hier gehen die Geschmäcker auseinander. Was für manche meiner befragten Studierenden für den universitären Kontext in Ordnung ist, wäre für andere schon zu auffallend.

Es gibt natürlich auch hier Unterschiede, aber tendenziell sieht man besonders häufig blau-weiß-gestreifte Hemden zu blauen Jeans, was Männer durch diese dargestellte Uniformität

³¹ Siehe Empirie-Kap. 2.1.1

dominant hervorstechen lässt. Der Höhepunkt findet in den Prüfungswochen statt, in denen Anzüge - mit ihrer geradlinigen, großflächigen, dunkelfarbigem Gestaltung - das Bild des Juridicums dominieren. Die Männer greifen hier allgemein zu Kleidung, die kulturell mit „männlich“ assoziiert wird und die Frauen kleiden sich mit typisch weiblicher Kleidung.

Im Sinne Mauss` und Craiks (wie im Theorie-Kap. 3.2 beschrieben) finden beim Business-Look im Vergleich zu den anderen beschriebenen Kleidungsstilen distinktive Techniken der Männlichkeit und Weiblichkeit statt. Eine derart auffällige Betonung des Geschlechts, mittels kulturell mit Weiblichkeit oder Männlichkeit aufgeladener Kleidungskombinationen, wird bei den anderen Stilen nicht beobachtet. Der sogenannte „Lady-Business-Look“ wird allerdings sowohl von Männern im Business-Kleidungsstil als auch von Studenten im „Lässig-Look“ als sehr weiblich beschrieben. Am Kultur- und Sozialanthropologie-Institut, wo dieser Kleidungsstil nicht zum Alltag gehört, wird er eher mit „billig“ beschrieben. Außerdem wird das Juridicum durch diesen Kleidungsstil und die Art, wie die Studierenden nach Kleidung werten, von Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie als ein „Laufsteg“ bezeichnet, genauso wie er als „Aufriss-Platz“ beschrieben wird, was mit der besonders geschlechtsbezogenen Kleidungsgestaltung zusammenpasst.

Nach Craik (1994) kommen hier sowohl Techniken der Weiblichkeit als auch der Männlichkeit zum Einsatz, durch die Gender als soziale Strategie eingesetzt wird³². Durch die spezifisch weibliche oder männliche Kleidung werden weibliche und männliche Körper dargestellt. Bei den hier beschriebenen Frauen kommt es zu einer besonderen Betonung von Sexualität, was mit dem Fashion System zusammenhängt (vgl. Paoletti/Kregloh 1989: 40, zit. nach Craik 1994: 56). Durch die Modeindustrie werden gezielt Zuschreibungen zu Weiblichkeit vermittelt. Während Craik meint, dass es heutzutage nicht mehr so sei, dass es bei Frauen darum geht, ihren „Look“ zu bewundern, und bei Männern durch ihren Beruf (und damit implizierten Kleidungsstilen) um die Darstellung von sozialem Status (vgl. Craik 1994: 176), scheint mir diese Teilung bei manchen Rechtswissenschafts-Studierenden noch aufrecht zu sein, wenn man die sehr femininen³³ Kleidungsstile der Frauen mit dem „reinen Business-Look“ der Männer vergleicht. Nach Craik wird bei Anzügen der funktionale Gesichtspunkt betont³⁴, wobei sie auch seit den 1890er Jahren sexuelle Kennzeichen von Männlichkeit

³² Siehe Theorie-Kap. 3.2

³³ Craik unterscheidet zwischen *female/feminine*, vgl. 1994: 44, siehe Theorie-Kap. 3.2.1

³⁴ Vgl. Craik 1994: 197; 189f

darstellen, indem Schultern und Hüften betont werden³⁵. Im Sinne Bourdieus (1987)³⁶ wäre ein Anzug auch als kulturelles und symbolisches Kapital zu sehen, welches v.a. im Kontext der mündlichen Rechtswissenschafts-Prüfungen eingesetzt wird.

Von legerer gekleideten Rechtswissenschafts-Studierenden hörte ich, dass man nur Aufmerksamkeit von Studierenden im Business-Stil bekommt, wenn man sich so kleide wie sie. Das deutet darauf hin, wie über Kleidung Gruppenzugehörigkeit und -ausschluss im Studienalltag ausgehandelt wird. Es gehen vermehrt Kolleg_innen gemeinsam durch ihr Studium, die einen ähnlichen Kleidungsstil pflegen. Das weist auf ihren gemeinsamen Geschmack hin, der nach Bourdieu (1987) - wie schon weiter oben dargestellt - die Grundlage für ihr geteiltes Bekleidungsverhalten darstellt. Nach ihm müssten sie auch dieselbe Form von Habitus haben, die sich aus denselben Existenzbedingungen wie Ausbildungsgrad und soziale Herkunft entwickelt. Wie ich gehört habe, kommen diese Studierenden in eleganter Kleidung aus einer höheren Schicht, reicheren Familien und aus bestimmten Schulen, in denen Kleidung bereits einen hohen Stellenwert einnimmt. Es wird ihnen nachgesagt, dass viele das Studium der Rechtswissenschaften nur aus Prestige- und Status-Gründen gewählt haben, und „dass es ihnen ums Geld geht“. Elegant gekleidete Studierende gaben selbst an, dass ihre Kleidung einen gewissen Status zeigen soll, und dazu sei es eben beispielsweise wichtig, Markenkleidung zu tragen. Es geht darum, dass ihre Kleidung teuer aussehen soll, auch wenn es sich teilweise um gefälschte Ware handelt.

Das Aussehen spielt ganz offensichtlich eine wichtige Rolle und es scheint kein Zufall zu sein, dass ausgerechnet eine elegante Studentin „Kleider machen Leute“ (TB) zitiert. Es geht einerseits darum, sich aufgrund des angestrebten Berufes an die hier geltenden Konventionen und Standards anzupassen, und andererseits scheinen sie sich durch ihre Kleidung von ihren legerer gekleideten Kolleg_innen abzuheben, obwohl angegeben wird, dass Unauffälligkeit eines der obersten Gebote darstellt.

An diesem Kleidungsstil wird Seriosität festgemacht. Die Studierenden legen großen Wert auf ihr Auftreten, welches seriös, gepflegt, gut aussehend und auch ernst wirken soll. Anzüge können auch als praktisch erlebt werden, da sie durch ihre Taschen viel Platz bieten um Sachen einzustecken. Die Vorstellung „direkt alles bei der Hand“ zu haben, betont den seriösen Gesichtspunkt. Unter den Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie gibt es

³⁵ Vgl. Paoletti 1985: 124 sowie Kidwell 1989: 126-9, zit. nach Craik 1994: 186f

³⁶ Siehe Theorie-Kap. 2.2

allerdings ebenso Entwicklungen, die mit größer werdender Seriosität assoziiert werden. Dazu zählen z.B. engere Hosen, im Gegensatz zu weiteren Hosen im Hip Hop-Stil, oder T-Shirt, Hemd und Sakko. Es geht dabei darum, dass diese bestimmte Kleidung mit dem „Erwachsen-Werden“ und „Ernst-Genommen-Werden“ verbunden wird. Wenn der Kleidungsstil von Kultur- und Sozialanthropologie-Student_innen „seriöser“ geworden ist, dann dadurch, dass sie nebenbei z.B. in einem Büro gearbeitet haben, wo eine bestimmte Kleidung vorausgesetzt wurde.

Von eleganter Gekleideten wurde immer wieder betont, wie wichtig das äußere Erscheinungsbild und die Anpassung an die zu erwartenden beruflichen Standards für sie sei. Die Tatsache, dass beim Studium der Rechtswissenschaften, wie ich allgemein gehört habe, der Konkurrenzsinne sehr stark ausgeprägt ist, und dass das Gerücht kursiert, „man habe es ohne Anzug schwer, eine mündliche Prüfung zu bestehen“, zeigt mir - wie Craik (2005) meint -, dass Körpertechniken außerdem auch durch Verweise und Strafen entwickelt werden können. Somit produzieren die Studierenden der Rechtswissenschaften performativ die entsprechende „Student_innen-Identität“.

3.3 „Zaubergewand“: Der alternative Ethno-Stil

Am Juridicum sind höchstens während des Studienanfangs alternativer gekleidete Studierende zu sehen. Danach findet eine Anpassung an die fachspezifischen Standards statt. Der Ethno-Kleidungsstil³⁷, der mit Gemütlichkeit assoziiert wird, scheint nicht zu dem seriösen, ernsteren Ideal - welches als „Jus-like“ beschrieben wird - zu passen. Mit Dreadlocks z.B. würde man dort sehr auffallen.

Wie der Name Ethno-Stil schon verrät, handelt es sich um einen Stereotyp für Kultur- und Sozialanthropologie-Student_innen, denn früher hieß das Studium Ethnologie, daher Ethno-Stil. Wie es eigene Boutiquen gibt, in denen Hemden und Krawatten in allen Formen angeboten werden, so existieren auch sogenannte Ethno-Shops, wo diese alternativere Kleidung verkauft wird. Auch hier kann man von einer Gruppe sprechen, die nach Bourdieu (1987) ihren eigenen Habitus und Geschmack entwickelt (hat). Der Fokus liegt auf Gemütlichkeit und einem eher legeren Lebensstil, der sich in der sehr lockeren Kleidungsart

³⁷ Eine Studentin der Kultur- und Sozialanthropologie bezeichnete ihn als „Zaubergewand“ (TB)

widerspiegelt, im Gegensatz zu den geradlinigen Schnitten der konservativeren Kleidung. Mit alternativ gekleideten Menschen wird eine revoltierende Natur verbunden und ein ökologischer Fair-Trade-Lebensstil. Die Kleidung kann bunt sein, mit verschiedensten Mustern ausgestattet, und nicht-europäische Kleidungsstücke können auch vorkommen. Die Haare sind oft zerzaust, mit eingeflochtenem Zopf und/oder bunten Bändern geschmückt, oder typischerweise zu Dreadlocks gemacht.

Farben werden tendenziell eine Wichtigkeit zugeschrieben, allerdings nicht im konservativen Sinn, dass sie dezent sein sollen, sondern insofern, dass sie zum Persönlichkeitsausdruck durch Kleidung dazugehören. Der Umgang mit Kleidungsfarben kann bis zum Farbfetisch führen, bei dem in der Früh erst die Farben ausgesucht und danach die Kleidung gewählt wird. Dabei ist es wichtig, nicht einfarbig oder nur in neutralen Farben gekleidet zu sein, da dies als langweilig empfunden wird. Was allgemein als „seriös“ beschrieben wird, hätte dort seine Grenze, sobald viele verschiedene bunte Farben miteinander kombiniert werden.

Die Studentinnen und Studenten beider Studienrichtungen haben gemeinsam, dass sie nicht einfarbig, aber auch nicht mit „zu vielen Farben“ auf einmal gekleidet sein wollen. Die Farbkombination spielt überall eine zentrale Rolle, wobei auch bei den alternativ gekleideten Studierenden eine Grenze in der Quantität der Farben besteht. Sie merken, dass sie nicht ernst genommen werden, wenn sie sich „wie ein fünfjähriges Kind“ kleiden (vgl. Rosina: 1).

Auch der alternative Kleidungsstil am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie hat seine Grenzen, sonst würde wiederum ein anderer Stil performativ produziert werden. Während also zu viele bunte, kräftige Farben nicht erwünscht sind, ist sonst an Kleidung alles erlaubt, was als leger bezeichnet werden kann (eben alle Kleidungsstücke, die nicht als konservativ oder elegant beschrieben werden), bis hin zu speziellen „Ethno-Kleidungsstücken“ - welche von Reisen mitgenommen oder in Ethno-Shops erworben wurden -, und dies stets innerhalb der geschlechtsspezifischen Kleidungsausführungen. Nach Bourdieu (1987) könnten nichteuropäische Kleidungsstücke, als Zeugen von weiten Reisen, als kulturelles Kapital angesehen werden.

Auch beim Ethno-Stil tragen Männer keine Röcke, weil diese nur mit Frauen in Verbindung gebracht werden. Tendenziell ist bei diesem Stil aber, im Gegensatz zum eleganten Bekleidungsverhalten, eine „Aufweichung der Gender-Techniken“ zu beobachten, indem der weibliche Körper nicht durch besonders eng anliegende Schnitte, tiefen Ausschnitt oder sehr

kurze Röcken betont wird. Dreadlocks tragen Frauen und Männer, und auch sonst scheinen lange Haare bei Männern am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie eine akzeptierte Frisur-Variante darzustellen, was im Juridicum nicht zu beobachten ist. Zur Studienzeit der Professor_innen wurden die Haare allgemein von beiden Geschlechtern auch gerne länger getragen.

Insgesamt sieht man am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie „richtig alternativ“ gekleidete Studierende eher selten, aber doch oft genug, um sie als auffallend zu beschreiben, und häufiger im Vergleich zu anderen Studien. In den 1970er/1980er Jahren waren sie allerdings stärker vertreten, denn man sah öfter als heutzutage exotisierende Elemente aus Indien, Lateinamerika und Kleidung, die in Ethno-Geschäften gekauft wurden.

Macht es bei den eleganten Student_innen der Rechtswissenschaften besonders die Kombination der Kleidungsstücke aus, was als elegant bezeichnet wird, so reicht bei den alternativen Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie ein Element, welches sofort als alternativ erkennbar ist, wie z.B. Dreadlocks als markantes Merkmal. Solche Studierende würden sogar mit eleganterer Kleidung als alternativ eingestuft werden.

Dass am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie gerade ein solcher Kleidungsstil als typisch bezeichnet wird, der als „verrückt“ und „lustig“ beschrieben wird, könnte - wie ich annehme und auch öfters gehört habe - damit zusammenhängen, dass es ein besonders weltoffenes Studienfach ist, während die Rechtswissenschaften mit ihren vielen Gesetzen als Studieninhalt die Wichtigkeit der Regeln und Ordnung auch in ihren Kleidungs Vorschriften zum Ausdruck bringen. Die Studierenden sollen - als anstrebende Rechtswissenschaftler - später in der Gesellschaft für Ordnung sorgen, daher stellt sich für sie eine als ordentlich angesehene Kleidungsart auch während des Studiums als angemessen dar. Dies geschieht im Hinblick darauf, dass von der Beschaffenheit ihrer Kleidung auch auf persönliche Merkmale geschlossen wird, und eine innere Haltung nach außen gezeigt wird. Bei der Kultur- und Sozialanthropologie, deren Studieninhalt u.a. verschiedene Kulturen der ganzen Welt darstellt, geht es um Offenheit für Fremdes als Grundhaltung, und zu dieser würde eine sehr strenge und konservative Kleidung nicht so gut passen.

Schlussbetrachtungen

In diesem Kapitel III haben wir erst in einer quantitativen Darstellung des Geschlechterverhältnisses der Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie und der Rechtswissenschaften gesehen, dass beim ersteren Studium die weiblichen Studierenden gegenüber ihren männlichen Kollegen in der Überzahl sind, während die Studentinnen und Studenten der Rechtswissenschaften ein ausgeglicheneres quantitatives Verhältnis haben. Bei der Beschreibung der Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung und der Interviews mit den Studierenden und danach der Ergebnisse des historischen Exkurses - Interviews mit Professor_innen - zeigten sich verschiedene Bekleidungsverhaltensformen. Es kristallisierten sich drei distinktive, studentische Kleidungsstile heraus, die ich als „Casual Wear“, „Business-Look“ und „Ethno-Stil“ bezeichnete und im anschließenden Diskussions-Teil analysierte. Diese Stile zeigen, wie die fach- und genderspezifischen Identitäten performativ produziert werden, wobei die Bedeutung von Kleidung und Zugehörigkeit zu Gruppen, Nachahmung, Tradition und Abgrenzung, Habitus und Gender-Performance beteiligt sind. Nachdem nun die Ergebnisse meiner empirischen Forschung deskriptiv beschrieben und diskutiert wurden, lege ich im nächsten Kapitel (IV) neben der Zusammenfassung der zentralen Forschungsergebnisse, auch die Ergebnisse der Prüfung meiner Hypothesen dar.

IV ZUSAMMENFASSUNG

Das Ziel der empirischen Untersuchung in Form von Interviews und teilnehmender Beobachtung bestand darin, Unterschiede in Kleidungs-Praxen und damit einhergehende studienfachliche und geschlechtliche Identitäts-Performanzen zwischen Kultur- und Sozialanthropologie- und Rechtswissenschafts-Student_innen zu erfassen und zu analysieren. Dafür wurden drei Hypothesen formuliert (siehe Einleitung oder Methoden-Abschnitt), deren Richtigkeit ich in Folge mithilfe der empirischen Ergebnissen überprüfe.

In der Hypothese 1 wurde angenommen, dass unter den Studierenden desselben Studiums ein Konsens bezüglich eines Kleidungsstils herrscht bzw. ähnliche durch Bekleidung dargestellte Identitäts-Performanzen zu beobachten sind.

Wie die Ergebnisse gezeigt haben, gibt es nicht nur zwischen den verschiedenen Studienrichtungen, sondern auch innerhalb eines Studiums differenzierte Bekleidungspraxen. Am Beispiel der Uneinigkeiten zwischen Studierenden der Rechtswissenschaften bezüglich der Angemessenheit von Kleidungsstilen („Casual Wear“ vs. „Business-Look“) wurde demonstriert, dass in diesem Zusammenhang nicht von einem Konsens innerhalb einer Studienrichtung gesprochen werden kann. Zwischen Studierenden einerseits im „Casual Wear“ oder „Ethno-Stil“ und andererseits im „Business-Stil“ ist eine Ablehnung der jeweils anderen Kleidungsstile aufgefallen. Auch die Studierenden des weltoffenen Studiums Kultur- und Sozialanthropologie werten den andersartigen Kleidungsstil der „Business-Student_innen“ ab.

In der Hypothese 2 hieß es, dass sich studienspezifische Kleidungsstile und somit studienspezifische Geschmäcker und Identitäts-Performanzen in Bezug auf das Bekleidungsverhalten erkennen lassen. Es wurde außerdem angenommen, dass sich die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie „alternativer“ und bunter kleiden, während die Studierenden der Rechtswissenschaften eleganter und einfarbiger gekleidet an die Universität gehen.

Wie im Empirie-Abschnitt gezeigt wurde, kristallisierten sich dominierend drei verschiedene Kleidungsstile heraus. Einerseits der „Casual Wear“, der in beiden Studienrichtungen weit verbreitet ist, und kaum studienspezifische Geschmacks-Unterschiede erkennen lässt.

Andererseits der „Ethno-Stil“ und der „Business-Look“. Der Ethno-Stil ist nur im Studier-Kontext der Kultur- und Sozialanthropologie und der Business-Stil nur am Juridicum „normaler Alltag“. Somit kann in diesen beiden Fällen von studienspezifischen Kleidungskulturen gesprochen werden, die mit unterschiedlichen Bedeutungen und Werten, also Identitäten assoziiert sind. Diese beiden Kleidungsstile betreffend kann also die Hypothese 2 verifiziert werden.

Im Empirie-Abschnitt wurde ausführlich dargestellt, welche Kleidungsarten und Kleidungsfarben, beziehungsweise welche Kleidungskombinationen zu den jeweiligen Stilen gezählt werden, und wo Grenzen existieren. Mit diesen verschiebbaren Grenzen werden sowohl Eigenschaften, auf welche durch Kleidung geschlossen wird, als auch innere Haltungen verhandelt. Historisch gesehen wurden diese Übergänge z.B. durch die Mode bereits mehrfach verschoben, wodurch es bei den Rechtswissenschafts-Student_innen während der letzten Jahrzehnte, zu einer Aufweichung ihrer traditionellen Kleidungsgewohnheiten gekommen ist. Insgesamt hat sich die Bekleidungstendenz am Juridicum mehr zum legeren Stil hin (in Richtung „Casual Wear“) entwickelt. Am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie sieht man heutzutage - im Gegensatz zu den 1970er/1980er Jahren - weniger Studierende im Ethno-Stil. Somit könnte man meinen, dass eine Annäherung der beiden Studienrichtungen betreffend das Bekleidungsverhalten stattgefunden hat.

In den Prüfungswochen der juristischen Fakultät werden von den Studierenden allerdings durch stark traditionelle Business-Kleidungs-Körpertechniken konservative Identitäten performativ hervorgebracht. An diesem beschriebenen Kleidungsstil wird Seriosität festgemacht. Die Studierenden legen großen Wert auf ihr Auftreten, welches elegant, gepflegt, gut aussehend und ernst wirken soll. Dies wird mit „Erwachsen-Werden“ und „Ernst-Genommen-Werden“ verbunden. Aber natürlich wollen auch die Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie ernst genommen werden, und deshalb verzichten sie tendenziell auf eine Kombination von zu vielen kräftigen und schrillen Farben. Generell werden unter den Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie aber gerne bunte Kleidungsstücke (eben in Maßen) getragen, ausgewählt je nach Stimmung oder spezifischen Eigenschaften, die den Farben gegeben werden, wie beispielsweise „Gemütlichkeit“. Auch unter den Studierenden der Rechtswissenschaften gibt es „Farb-Liebhaber_innen“, aber unter den konservativer Gekleideten wird die Wichtigkeit von stets dezent gehaltenen Kleidungsfarbgebungen betont. Insgesamt kann daher die Annahme nicht bestätigt werden,

dass sich Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie tendenziell „alternativer“ und bunter kleiden, während die Studierenden der Rechtswissenschaften elegantere und weniger bunte Kleidung vorziehen, da dies zu pauschalierend wäre. Die soziale Realität sieht differenzierter aus. Aber hinsichtlich des „Business-Stils“ kann zu Recht angenommen werden, dass elegantere und weniger bunte Kleidung präferiert wird. In Bezug auf die Studierenden im „Casual Wear“ ist farbtechnisch kein signifikanter Unterschied zwischen den Studien aufgefallen und auch bei den „alternativeren“ und bunter gekleideten Studierenden mit „Ethno-Touch“ gibt es spezifische Vorstellungen welche Farbkombinationen als angemessen erachtet werden.

In der Hypothese 3 wurde postuliert, dass geschlechtsspezifische Kleidungsunterschiede bzw. Gender-Performanzen existieren, wobei die Frauen in beiden Studienrichtungen im Vergleich zu den Männern eine differenziertere Kleidungs Auswahl aufweisen.

Die vorliegende empirische Forschung brachte unterschiedliche Ergebnisse zutage: während am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie besonders knappe oder enganliegende Kleidungsstücke, die Gender betonen würden, tendenziell verpönt sind - auch wenn im Vergleich zur Studienzeit der gegenwärtigen Professor_innen mehr Weiblichkeit durch Kleidung inszeniert wird - wird besonders unter den Studentinnen und Studenten der Rechtswissenschaften geschlechtliche Differenz durch ihren Kleidungsstil unterstrichen. Vor allem in der Zeit mündlicher Prüfungen am Juridicum fällt diese Gender-Performanz verstärkt durch spezifische kulturelle Dress-Codes auf. Die männlichen Studierenden kleiden sich mit Hemd, Krawatte und Anzug, während die weiblichen Prüflinge Rock, eng anliegende Bluse und entsprechende Accessoires tragen. Im Gegensatz dazu zeigen sich im typischen „Ethno-Stil“ der Kultur- und Sozialanthropologie-Student_innen, sowie auch im Kleidungsstil „Casual Wear“ mit Jeans und T-Shirt weniger Inszenierungen von stark betonter Weiblichkeit bzw. Männlichkeit.

Wie sich durch die empirische Forschung zeigte, besteht im tendenziellen Gegensatz zu den männlichen Studierenden der Rechtswissenschaften bei den Kultur- und Sozialanthropologie-Studenten teilweise ein Interesse daran, Röcke tragen zu können. Da diese Kleidungsart aber in ihrem Kontext aus Gewohnheit mit Weiblichkeits-Performanz zusammenhängt, würden sie keine Röcke in der Öffentlichkeit tragen. Bei Farben wird tendenziell Violett und Rosa/Pink mit Frauen assoziiert, weshalb viele Männer beider Studienrichtungen keine Kleidung tragen würden, bei der diese Farben dominieren. Bezüglich der Kleidungs Auswahl kann festgestellt

werden, dass bei weiblichen Studierenden beider Studienrichtungen durch die größere Bandbreite an akzeptierten Kleidungsstücken und Kleidungsfarben ein differenzierteres Bekleidungsverhalten zu beobachten ist. Aufgrund dieser Resultate kann die Hypothese 3 in Hinblick auf geschlechtsspezifische Kleidungsstile bestätigt werden, wobei die als „Jus-like“-beschriebenen Studierenden der Rechtswissenschaften im „Business-Look“ tendenziell Identitäten mit stärkerer Geschlechtsbetonung performativ herstellen als Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie.

Zusammenfassend konnte mittels der vorliegenden Forschungsarbeit festgestellt werden, dass Kleidung als kraftvolles Kommunikationsmittel und Teil des sozialen Lebens performativ hervorgebrachte differenzierte Identitäten zeigt, die geschlechtsspezifisch und spezifisch für bestimmte Studienrichtungen, aber auch studienfachübergreifend anzutreffen sind. Durch ein vielschichtiges Verständnis der studentischen sozialen Realität werden in der situativen Logik des Alltags Identitäten immer wieder durch Kleidung aktiv produziert; teilweise durch Gewohnheit und Tradition gewachsene und teilweise neue und vielleicht überraschende Identitäten. Kleidungsstile als oszillierendes soziokulturelles Phänomen werden auch in Zukunft viele interessante Forschungsfelder bieten.

QUELLENVERZEICHNIS

Literatur

- Angerer, Marie-Luise (1995). The Body of Gender: Körper. Geschlechter. Identitäten. In: Angerer, Marie-Luise (Ed.), The body of gender. Körper, Geschlechter, Identitäten. Wien: Passagen-Verlag, pp. 17 – 34.
- Appadurai, Arjun (Ed.) (1986). The social life of things: commodities in cultural perspective. Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press.
- Appadurai, Arjun (1990). Introduction: commodities and the politics of value. In: The social life of things. Commodities in cultural perspective. Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press, pp. 3 – 63.
- Bachmann, Cordula (2008). Kleidung und Geschlecht. Ethnographische Erkundungen einer Alltagspraxis. Bielefeld: transcript Verlag.
- Barnes, Ruth and Joanne B. Eicher (1992). Dress and Gender. Making and Meaning in Cultural Contexts. New York [u.a.]: Berg.
- Bourdieu, Pierre (1987). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Judith (1995). Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin-Verlag.
- Beward, Christopher (2005). Kulturen, Identitäten, Geschichten: Kulturwissenschaftliche Ansätze in der Bekleidungsforschung. In: Mentges, Gabriele (Ed.), Kulturanthropologie des Textilen. Bamberg: Edition Ebersbach, pp. 57 – 74.

- Cordwell, Justine M. and Ronald A. Schwarz (Eds.) (1979). *The Fabrics of Culture. The Anthropology of Clothing and Adornment*. The Hague: Mouton.
- Craik, Jennifer (1994). *The face of fashion. Cultural studies in fashion*. London [u.a.]: Routledge.
- Craik, Jennifer (2005). *Mode als Körpertechnik: Körperarbeit, Modearbeit*. In: Mentges, Gabriele (Ed.), *Kulturanthropologie des Textilen*. Bamberg: Edition Ebersbach, pp. 287 – 304.
- Craik, Jennifer (2009) *Fashion. The key concepts*. Oxford [u.a.]: Berg.
- Crane, Diana (2000). *Fashion and its social agendas. Class, Gender, and Identity in Clothing*. Chicago [u.a.]: University of Chicago Press.
- Douglas, Mary (1996). *Natural Symbols. Explorations in Cosmology*. London [u.a.]: Routledge.
- Entwistle, Joanne (2000). *The Fashioned Body. Fashion, Dress and Modern Social Theory*. Cambridge: Polity Press.
- Entwistle, Joanne (2001). *The dressed body*. In: Entwistle, Joanne and Elizabeth Wilson (Eds.), *Body Dressing*. Oxford [u.a.]: Berg Verlag, pp. 33 – 58.
- Entwistle, Joanne and Elizabeth Wilson (2001). *Introduction: Body Dressing*. In: Entwistle, Joanne and Elizabeth Wilson (Eds.), *Body Dressing*. Oxford [u.a.]: Berg Verlag, pp. 1 – 12.
- Feest, Christian F. and Alfred Janata (1989). *Technologie und Ergologie in der Völkerkunde Band 2*. Berlin: Reimer.
- Ferry, Luc (1992). *Der Mensch als Ästhet. Die Erfindung des Geschmacks im Zeitalter der Demokratie*. Stuttgart: Metzler.

- Gildemeister, Regine (2004). Doing Gender: soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth (Ed.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, pp. 132 – 140.
- Jenß, Heike (2005). Modelfelder: Ethnographische Modelforschung. In: Mentges, Gabriele (Ed.), Kulturanthropologie des Textilen. Bamberg: Edition Ebersbach, pp. 387 – 406.
- Lockford, Lesa (2004). Performing Femininity. Rewriting Gender Identity. Lanham, Md.: AltaMira.
- Lundin, Susanne and Lynn Åkesson (Eds.) (1996). Bodytime: On the Interaction of Body, Identity, and Society. Lund: Lund University Press [u.a.]. (Lund Studies in European Ethnology 2)
- Mauss, Marcel (1997). Soziologie und Anthropologie 2: Gabentausch. Soziologie und Psychologie. Todesvorstellungen. Körpertechniken. Begriff der Person. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Mayring Philipp (2003). Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Mentges, Gabriele (2005). Für eine Kulturanthropologie des Textilen. Einige Überlegungen. In : Mentges, Gabriele (Ed.), Kulturanthropologie des Textilen. Bamberg: Edition Ebersbach, pp. 11 – 56.
- Miller, Daniel (1987). Material culture and mass consumption. Oxford [u.a.]: Blackwell.
- Miller, Daniel (2005). Introduction. In: Kuchler, Susanne and Daniel Miller (Eds.), Clothing as Material Culture. Oxford [u.a.]: Berg, pp. 1 – 20.
- Moore, Henrietta L. (2003). Feminism and Anthropology. Cambridge [u.a.]: Polity Press.
- Moore, Henrietta L. and Todd Sanders (Eds.) (2006). Anthropology in Theory: Issues in Epistemology. Oxford [u.a.]: Blackwell Publishing Ltd.

- Morris, Rosalind C. (1995). All made up: Performance Theory and the New Anthropology of Sex and Gender. *Annual Review of Anthropology* 24: 567 – 92.
- Roach, Mary Ellen and Joanne Bubolz Eicher (1979). The Language of Personal Adornment. In: Cordwell, Justine M. and Ronald A. Schwarz (Eds.), *The Fabrics of Culture. The Anthropology of Clothing and Adornment*. The Hague: Mouton, pp: 7 – 21.
- Roach, Mary Ellen (1979). The Social Symbolism of Women's Dress. In: Cordwell, Justine M. and Ronald A. Schwarz (Eds.), *The Fabrics of Culture. The Anthropology of Clothing and Adornment*. The Hague: Mouton: pp. 415 – 422.
- Rubinstein, Ruth P. (1995). *Dress Codes. Meanings and Messages in American Culture*. USA: Westview Press.
- Skoggard, Ian (1998). Transnational Commodity Flows and the Global Phenomenon of the Brand. In: Brydon, Anne and Sandra Niessen (Eds.), *Consuming Fashion. Adorning the Transnational Body*. Oxford [u.a.]: Berg, pp. 57 – 70.
- Sommer, Carlo Michael and Thomas Wind (1988). *Mode. Die Hüllen des Ich*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Spöhring, Walter (1995). *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: B. G. Teubner.
- West, Candace and Don H. Zimmermann (1987). Doing Gender. *Gender and Society* 1 (2): 125 – 151.
- Woodward, Sophie (2005). Looking Good: Feeling Right – Aesthetics of the Self. In: Kuchler, Susanne and Daniel Miller (Eds.), *Clothing as Material Culture*. Oxford [u.a.]: Berg, pp. 21 – 40.
- Workman, Jane E. and Beth W. Freeburg (2009). *Dress and Society*. New York: Fairchild Books.

Internet

URL 1:

WWW: <http://www.epoc.de/alias/anthropologie/menschliche-bekleidung-aelter-als-bislang-angenommen/1030219>. (Zugang: 4.2.2012, 21:07)

URL 2:

WWW: <http://eportal.bmbwk.gv.at>. (Zugang: 1.6.2012, 13:42)

ANHANG

Interviews

Anonymisierte Interviews wurden mit folgenden Student_innen durchgeführt:

- Finn am 3.11.2011
- Gilda am 4.11.2011
- Birk am 14.11.2011
- Heidrun am 28.11.2011
- Else am 28.11.2011
- Rosina am 30.11.2011
- Daren am 1.12.2011
- Clementia am 2.12.2011
- Yan am 8.12.2011
- Germar am 9.12.2011
- Ute am 13.12.2011
- Tomaso am 13.12.2011

Die vier anonymisierten Interviews mit Professor_innen wurden durchgeführt am 23.1.1012

Das anonymisierte Interview mit einem Mode-Vertriebsleiter wurde durchgeführt am 4.10.2011

Teilnehmende Beobachtung

Teilnehmende Beobachtung (und informelle Gespräche) wurde(n) durchgeführt im Wintersemester 2011/12 am Institut der Kultur- und Sozialanthropologie auf den Gängen, vor und in Hörsälen, in der Bibliothek und am Juridicum vor dem Gebäude, auf den Gängen, vor und in Hörsälen, der Bibliothek, der Aula, in der Cafeteria. (zitiert im Text als: TB)

Gesprächsleitfaden der qualitativen Interviews mit den Studierenden

Nachdem ich mich und das Projekt vorgestellt habe, stelle ich folgende einleitende Impulsfrage:

Könntest Du mir bitte beschreiben welche Bedeutung Kleidung und Kleidungsfarben für Dich haben? Was ist Dir wichtig?

1. Deskriptive Fragen

- Was findet man alles in Deinem Kleiderkasten, welche Kleidungsarten und Farben?
- Wie sind Deine Kleidungs-Einkaufsgewohnheiten? Was hältst du vom Angebot (Kleidung und Farben für Frauen und Männer) und der Mode?
- Könntest Du mir bitte beschreiben was bei Deinen Entscheidungen, für oder gegen Kleidungsstücke, ausschlaggebend ist? Wo orientierst Du Dich? Welche Überlegungen spielen für die Wahl der Kleidung eine Rolle? Was geht dir durch den Kopf wenn Du vor dem Kleiderkasten oder Spiegel stehst?
- Wie kleidest Du Dich, wenn Du auf die Universität gehst?
- Wie sehr achtest Du generell auf dein Äußeres? Was ist Dir wichtig?

2. Sondierungsfragen

- Wie fühlst Du Dich in dem was du heute anhast?
- Was sagst Du dazu wie sich die weiblichen und männlichen Studierenden Deines Faches kleiden? Welche Beobachtungen hast Du gemacht?
- Was ist Geschmack für Dich? Was verstehst Du unter gutem Geschmack bei Kleidung?
- Welche Assoziationen (Eindrücke, Werte, Ausstrahlung, Gefühle) verbindest Du mit Kleidungsfarben, (vorher vom IP genannten) Kleidungsstücken? Wie fühlst Du Dich in...? Welche Assoziationen bezogen auf Kleidung hast Du zu:
Rot, Grau, Gelb, Grün, Schwarz, Blau, Rosa, Weiß, Orange, Violett, Beige, Braun
- Was gefällt dir? Was ist dein Lieblingsgewand? Was ist Deine Lieblingsfarbe bei Kleidung? Womit fühlst Du Dich am Wohlsten? Was ziehst Du am meisten an?

Welche Art von Kleidung passt am besten zu Dir und warum? Welche Empfindungen/Gefühle weckt sie in Dir? Wie muss Dein ästhetisches Gesamtbild aussehen, damit Du zufrieden bist?

- Welche Wirkung, welchen Einfluss hat Kleidung für Dich (auf dein Befinden)?
- Was kann jeder tragen und was nicht? Was sagst Du zu den Farbtrends der kräftigen Farben³⁸? Was sagst Du zu ..., Was wäre, wenn ...: Orange bei Männern, Rosa- oder "Zuckerltönen", Rauchigen Tönen, Blitzblau für Frauen, Rot, Pink und Fuchsia für Frauen, Kräftiges Grün für Frauen, Neongelb allgemein, kräftiges Rosa? Akzentfarben und neutrale Farben bzw. „Basicfarben“ - welche Farben passen für Dich immer? Wovon hängt es ab welche Farben man tragen kann? Welche Farben trägst du nicht?
- Frauen fragen: Zu welchem Anlass ziehst du Röcke/Hosen/Kleider an?
- Männer fragen: Hast Du schon einmal einen Rock getragen? Wie würdest Du Dich in einem Rock fühlen? Was denkst du darüber?
- Worauf schaust Du bei der Kleidung anderer als Erstes? Was würde Dir auffallen?

3. *Persönliche Daten*

- ✓ Studium, Semester
- ✓ Geschlecht, Alter
- ✓ Religion
- ✓ sexuelle Orientierung, Beziehungsstand, Kinder
- ✓ Studienbeginn gleich nach der Schule? Hauptjob/Nebenjob
- ✓ Von wo bist Du? Seit wann lebst du in Wien? Art des Wohnens (alleine, Wohngemeinschaft, etc.)? Längere Auslandsaufenthalte?

³⁸ Laut den Ergebnissen des Experteninterviews mit einem Mode-Vertriebsleiter

Experteninterview-Leitfaden

Nachdem ich mich und mein Projekt vorgestellt habe, stelle ich eine einleitende Impulsfrage, von der das Gespräch ausgeht.

Interview mit einem Mode-Fachmann:

Welche Kleidung wird bei Ihnen angeboten? Was ist wichtig, wo liegen die Schwerpunkte?

- Welche Kleidung und welche Kleidungsfarben bieten Sie speziell für Frauen und welche für Männer an und warum genau diese? Wie kommt es zu dieser Entscheidung bzw. Auswahl? Gibt es Farben, die Sie fix jede Saison anbieten oder obliegen die Farbtöne immer einem Wandel? Welche Kleidung und Farben werden am besten verkauft?
- Wofür stehen die Farben und warum? Was sagen sie über die Trägerin oder den Träger aus?
- Womit würden Sie erfahrungsgemäß sagen, hängt es zusammen, womit man sich kleidet?

Interviews mit Professor_innen:

Wie haben sich die Studierenden ihres Faches zu Ihrer Studienzeit gekleidet?

- Wie haben Sie sich damals gekleidet (Kleidungsarten und Farben)?
- Wie haben sich speziell ihre weiblichen Kolleginnen im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen gekleidet? Was haben sie beobachtet?
- Was fällt Ihnen bezüglich des studentischen Bekleidungsverhaltens auf, wenn sie das Heutige mit dem zu Ihrer Studienzeit vergleichen?
- *Speziell bei den Rechtswissenschaften*³⁹:
Wie kleiden sich die Student_innen für ihre Prüfungen? Was wird wie vorgegeben und warum ist das so?

³⁹ Nachdem die Studierenden der Rechtswissenschaften von ihrem speziellen Bekleidungsverhalten in Prüfungssituationen erzählten.

ABSTRACT

Wie sieht das Bekleidungsverhalten der heutigen Student_innen der Kultur- und Sozialanthropologie im Vergleich zu dem Bekleidungsverhalten der Student_innen der Rechtswissenschaften aus? Welche vestimentäre Identitäts-Performanz zeigt sich im fachlichen und geschlechtlichen Vergleich? Um dieser Frage nachzugehen, habe ich im Wintersemester 2011 leitfadengestützte Interviews und teilnehmende Beobachtung mit/bei den Studierenden der jeweiligen Fachrichtung durchgeführt und mittels qualitativer Inhaltsanalyse nach Mayring (2003) ausgewertet. Um eine historische Perspektive zu inkludieren, führte ich auch Expert_inneninterviews mit Professor_innen der beiden Studienrichtungen betreffend das studentische Bekleidungsverhalten zu ihrer Studienzeit in den späten 1970er und 1980er Jahren. Schließlich konnte ich aus den gewonnenen Erkenntnissen verschiedene Kleidungsstile zusammenfassen und analysieren.

How does the wearing apparel of today`s students of Social and Cultural Anthropology look like in comparison to that of the students of law? What vestimentary identity is performed in the comparison between these disciplines and gender? To answer these questions I conducted a set of guided interviews and did participant observation with the students of the respective disciplines. The results were evaluated with qualitative content analysis (Mayring 2003). In addition, I also conducted expert interviews with professors of both disciplines about the clothing in their student`s days in the late 1970s and 1980s. As a final result I could elaborate and analyse various distinctive styles of clothing.

LEBENS LAUF

Persönliche Angaben

Name: Annina Zidek
Geburtsdatum: 19.09.1984
Geburtsort: Wien

Tätigkeiten während des Studiums

Seit November 2010: Mitarbeiterin im Theater Akzent, Wien
Juli - Oktober 2010: Besucherfotografie im Smilesshop, Tiergarten Schönbrunn,
Wip Marketing, Dopplinger & Dopplinger GmbH
Juli 2010: Praktikum im Kulturredienst Wien (MA 7)
Oktober 2008 - Jänner 09: Englisch-Kurs (C1-Phase 1), Sprachenzentrum Universität Wien
Oktober 2008: tFactory-Mitarbeit: Markt- und Meinungsforschung
August - September 2008: Jugendkultur.at-Mitarbeit: Sozialforschung
6. - 11. Juli 2008: Teilnahme an der 25. Internationalen Sommerakademie des
Friedensforschungszentrums Burg Schlaining, Burgenland
Mai 2008: Workshop zum Thema Fairer Handel bei FAIRTRADE,
Durchführung der FAIRTRADE Verkostung
Juli - Oktober 2007: Mitarbeiterin der UBW Unternehmensberatung Wagenhofer,
Ausstellungsarbeit (u.a.)
Sommersemester 2007: Mitarbeit bei Radioprojekt, Mediaanthropology Group der
Kultur- und Sozialanthropologie, „Die Ethnowelle“, Radio
Orange
Februar - Juni 2007: KIKO-Mitarbeiterin, Kindergeburtstagsfeiern
Saison 2005: Mitarbeiterin in der Hundeschule „Pro Cane“
Juni/Juli 2004: Beachanimation, Wiener Bäder (MA 2)
August 2003: Betreuerin und Lehrerin auf einem Ferien- & Lernturnus,
NÖ Kinderfreunde, Annaberg

Studium

- Seit Oktober 2006: Studium der Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien
- Februar - Juni 2009: Erasmus-Auslandssemester an der Utrecht Universität,
Niederlande
- WS 2003 - SS 2006: Studium der Psychologie, Universität Wien,
komplett angerechnet als „Freies Wahlfach-Paket“ für das
Studium Kultur- und Sozialanthropologie

Schulbildung

- Juni 2003: Schulabschluss mit Matura
- 1995 - 2003: Gymnasium, neusprachlicher Zweig (Englisch, Französisch,
Spanisch, Latein), Wien